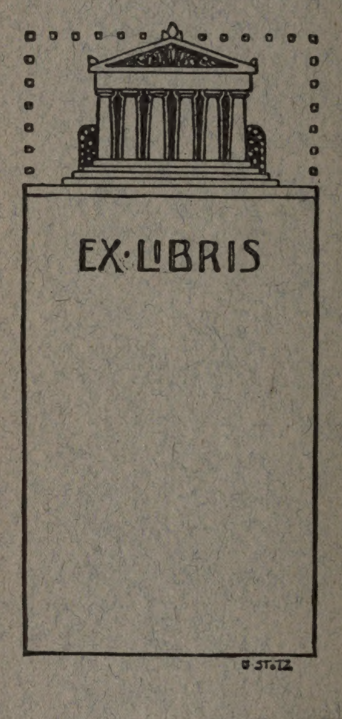
Das klassische Weimar

von

F. Lienhard



Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.


EX·LIBRIS

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre

Im Umfange von 130—180 Seiten
Geh 1 M. Originalleinenbd. 1.25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten.
Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten. Ein planmäßiger Ausbau der Sammlung wird durch den Herausgeber gewährleistet. Abbildungen werden den in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Bändchen nach Bedarf in sorgfältiger Auswahl beigegeben.

Über die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre
35

Das klassische Weimar

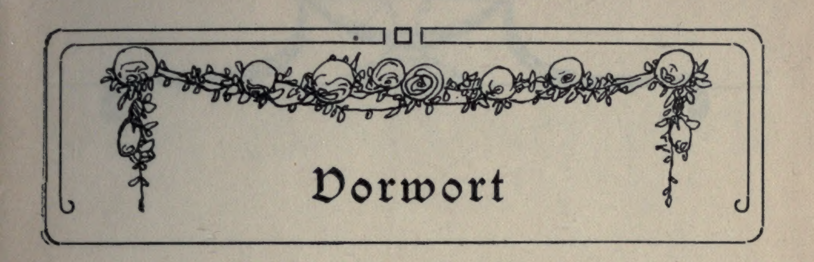
von

Friedrich Lienhard



1909
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Druck von C. G. Naumann, Leipzig



Vorwort

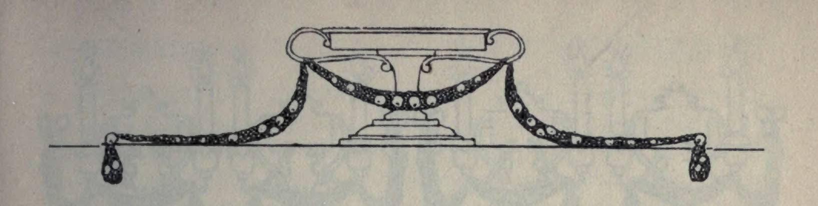
Das vorliegende Buch ist aus einer Reihe von Vorlesungen entstanden, die der Verfasser, einer Aufforderung des Herrn Prof. W. Rein folgend, in den diesjährigen Jenenser Ferienkursen gehalten hat. Wer meine sechsbändigen „Wege nach Weimar" kennt, dem bieten die folgenden Betrachtungen nichts wesentlich Neues. Immerhin ist hier manches neu geformt und übersichtlich zusammengezogen, so daß dieses leicht zugängliche Buch selbständigen Wert beanspruchen darf.

Ich empfinde jene klassische Epoche als die Hochschule höherer deutscher Bildung. Das Zeitalter steigert sich von Klopstock und Lessing, über Herder und Kant, empor zu Schiller und zum umfassenden Goethe, der den Gipfelpunkt der Epoche bildet. So stellt sich uns hier eine geistige Einheit dar und fordert zu künstlerischer Gestaltung heraus, wobei ich auch hier wieder das Seelenbild Friedrichs des Großen mit in die literarische Betrachtung eingewoben habe.

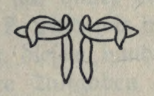
Möge das Buch eine ebenso warme Teilnahme finden wie dort die Vorlesungen in Jena!

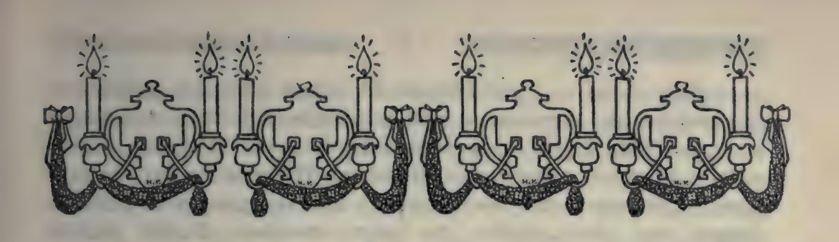
Straßburg i. Els., Herbst 1908

F. Lienhard



Inhaltsverzeichnis





Deutschlands geistige Mission

Worte wie „das klassische Weimar" oder „die ritterliche Wartburg" fordern zu einer erhöhten Geistesstimmung auf. Es sind dies nicht nur historische Namen: es bergen sich in diesen Klängen dichterische Werte und sittliche Kräfte. So erhöhen sich die Namen großer Menschen und Epochen zu symbolischer Bedeutung bleibender Art. Es sind angeschlagene Akkorde, die im empfänglich Gestimmten ein Tonspiel edler Gedanken und bedeutender Empfindungen wachrufen.

Wir werden demnach im Zeichen der Worte „das klassische Weimar" zwar auf sachlichem historischen Boden wandeln und einen ungewöhnlichen Kultur- und Lebensgehalt zu ergreifen suchen. Jedoch unser höheres Ziel ist das Fruchtbarmachen dieser Erkenntnisse für das eigene Innere und für den Seelenzustand der Gegenwart. Es leuchten wohl aus jedem deutschen Bücherschrank die Goldnamen „Schiller" und „Goethe": aber ist das Geistesgold, das sich hinter diesem Titelgold birgt, unser innerstes Lebenseigentum? Sind wir im Geiste jener gesammelten und ernsten Männer in diesen hundert Jahren gewachsen — oder drohen materiellere Aufgaben und Notwendigkeiten uns jenes große Ziel zu verdunkeln?

Wir betrachten demnach in den folgenden Ausführungen den Deutschen Klassizismus nicht von außen und verstehen darunter nicht etwa eine steife oder gezierte Stilistik. Denn geziert und gekünstelt müßten wir ein Artistentum nennen, das nicht vom gefestigten Seelenzustand aus einen gefestigten Stil findet. Vielmehr heißt „nach Weimar wandern" in unsrem Sinne — wie ich das schon in den Bänden meiner „Wege nach Weimar"

ausgeführt habe —: mit kühnem Entschluß über das zerstreuend Wechselnde des literarischen und politischen Treibens vordringen in einen stillen Bezirk bleibender Schönheit und Wahrheit. Dies wird nicht erreicht durch eine Flucht ins Ästhetentum der äußeren Form. Vielmehr durch eine Stärkung und Festigung jener höheren Seelen- und Geisteskräfte, die unser innerstes „Selbst“ bilden. Dieses „Selbst“ ist ein zum Verständnis des klassischen Gemütszustandes wichtiger Ausdruck, der uns noch ausführlich beschäftigen soll.

Demnach liegt in unsrer Betrachtungsweise bei aller historischen Sachlichkeit zugleich eine Ermunterung an die Lebendigen. Es fange jeder mit sich selber an! Es forme jeder sich selber und sein Leben zu einem klassischen Kunstwerk! In diesem Sinne sind wir alle zum formenden Künstlertum berufen. Und zwar ist dies eine Forderung im Sinne unsres Altmeisters Goethe. „Ich dächte, jeder müsse bei sich selber anfangen“, äußert er z. B. zu Eckermann (20. Oktober 1830); „wenn jeder nur als Einzelner seine Pflicht tut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufes brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehen.“ Und um einen modernen Namen zu nennen: Gobineau bestätigt in den „Plejaden“ (1874) diese Forderung an den Einzelnen — gerade Graf Gobineau, der sich in jüngeren Jahren in einem wichtigen und weitschweifenden Hauptwerk mit den anziehenden Spekulationen der modernen Rassentheorie beschäftigt hat, später aber, dem Wesen nach, unserem klassischen Idealismus näher gekommen ist. „Ich denke, daß es für den Ehrenmann, den Mann, der fühlt, daß er ein Herz hat, mehr als je gebieterische Pflicht ist, sich mit sich selbst zu beschäftigen und, da er die andren nicht retten kann, daran zu arbeiten, sich selbst zu veredeln. Das ist tatsächlich die Aufgabe von Zeiten wie die unsrige. Alles, was die Gesellschaft verliert, verschwindet nicht, sondern flüchtet sich in individuelle Existenzen . . . Das Einzelwesen erhebt sich, und einzelne, aber außerordentliche, unsrer Bewunderung mehr als ihre Vorgänger würdige Menschen tragen dazu bei, die Kenntnis davon zu erhalten, wie die edelsten und erhabensten Geschöpfe Gottes beschaffen sein müssen. Von diesen sage ich, daß man ihnen ähnlich sein muß, und so wie diese muß man handeln, sage ich. An sich selbst arbeiten, das was man Gutes hat entwickeln, was man Schlechtes hat dämpfen: das ist fortan die Aufgabe.“

Unsre beiden Klassiker — und mit ihnen die Vornehmsten jener Epoche — würden dies unzeitgemäße Zeitprogramm unterschreiben. Denn diese ernste und stolze Forderung ist nur eine Modulation jenes Schillerschen Wortes, das er mitten in die aufgeregte Revolutionszeit geworfen: „Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen?" Er meint nicht sein egoistisches und genießendes Selbst, sondern sein arbeitsam zu vollendendes höheres Selbst, das sich dann erst mit wohltätiger Sachlichkeit kräftigend auf die Umwelt auswirken kann, wenn es ein Behälter höherer Kräfte geworden ist.

In diesem Sinne werden wir jene klassische Epoche in ihren geistigen Zusammenhängen betrachten und die Lebenswirkungen der einzelnen Anreger und Führer darein verweben. Soll ich akademische Namen nennen, die dieser Denkart nahestehen, so wären etwa der Biograph Schillers, Eugen Kühnemann, zu rühmen, dem wir den bekanntesten neueren Goethe-Biographen Albert Bielschowsky beigesellen; auch etwa Wilhelm Dilthey, der Verfasser von „Erlebnis und Dichtung"; in der Philosophie Rudolf Eucken in Jena; und vor allem der frühverstorbene Ästhetiker Heinrich von Stein. Unser bestes Vorbild aber, auch in unsrer ethisch-ästhetischen Betrachtungsweise, sind Schiller und Goethe selber in ihren viel zu wenig unter uns wirksamen Aufsätzen.

Am markantesten hat ja Schiller gleich in seiner ersten Vorlesung seine Lebensphilosophie angedeutet (26. Mai 1789). Wir dürfen uns jene Schlußworte über die Art und Weise, wie man Universalgeschichte betrachten müsse, für uns selber aneignen. Es heißt dort gegen Ende in echtem Schillerton: „Und auf solche Weise behandelt, meine Herren, wird Ihnen das Studium der Weltgeschichte eine ebenso anziehende als nützliche Beschäftigung gewähren. Licht wird sie in Ihrem Verstande und eine wohltätige Begeisterung in Ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entwöhnen; und, indem sie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker auseinanderbreitet, wird sie die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks und die beschränkten Urteile der Selbstsucht verbessern. . . . Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vor-

welt überkamen und reich vermehrt an die Folgezeit wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, meine ich, wo die Tat lebt und weiter eilt, wenn auch der Namen ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte."

Gleich die erste Vorlesung unseres großen Dichters und Denkers klingt in einen Anruf an die mitarbeitende Schöpferkraft seiner Zuhörer aus.

Und das ist nun überhaupt einer der klassischen Fundamentalsätze: alles hohe künstlerische Schaffen bezieht seinen Gehalt aus einer menschlich bedeutenden Geistes- und Gemütsenergie. Poesie ist Lebensflamme; eine rhythmisch bezwungene Lebensenergie höherer Art. Von Mensch zu Mensch entzündet sich diese Flamme. Gerade beim Betrachten der weimarischen Kulturdichtung werden wir erkennen, daß hier mehr ist als Literaturform und Kunsthandwerk. Diesen Männern ist die Dichtung weder Nachahmung der materiellen Wirklichkeit noch Flucht in die phantastische Unwirklichkeit: weder „Naturalismus" noch „Symbolismus". Der ganze Mensch ist hier zu einer reineren Daseinsform beruhigt und veredelt. Und die Poesie ist ein sinnvoll-tiefes Schönheitsspiel, in dem sich dieser ruhig-reine Lebensgehalt symbolisch verbirgt. So hatten jene Großen eine Kulturmission; in die Formen der Dichtung prägte sich ihre geistige Sendung.

Wohl ist Poesie ein beseligender Zustand für sich. Frau Phantasie, das Mädchen aus der Fremde, kommt zu uns wie ein geisterhafter Besuch und führt uns in eine fremdsüße Stimmung empor, wie sich Tom der Reimer, berückt von Schönheit, der Feenkönigin verschreibt. Aber wir Menschen sind nicht bloß Wanderer durchs Feenland Avalun. Wir sind durch seelische Bande und bürgerliche Notwendigkeiten zusammengekettet mit der kämpfenden Menschheit. Und nun diese beiden, scheinbar auseinanderstrebenden Kräfte — Phantasie und Sittigung — in unserm Innern zu einer künstlerischen Einheit zu verschmelzen: darin besteht eben das klassische Lebens- und Literatur-Ideal.

Wer dieses Ganze in seinem Empfinden und Gestalten zu einem freien und schönen Ausdruck bringt, derart, daß Mensch und Dichter, Realismus und Romantik keinem Zwiespalt mehr unterliegen, sondern sich harmonisch zu einem dritten Zustand verbinden: — von dem darf man sagen, daß er das klassische Doppel-Ideal erfaßt hat.

Nun werfe man aber einen Blick in unsre chaotische Umwelt! Wir sehen da Schwärme von Literaten dem Bleibenden des Klassizismus widerstreben.

Da sind zwar die Formalisten, Artisten, Manieristen — oder wie man sonst diese nicht verdienstlose Gruppe nennen mag — die eine gewählte Sprach- und Kunstform nach soviel Verwilderung wieder anstreben. Aber man bleibt hier doch wohl an der Oberfläche haften. Es ist aus diesen Kreisen das Wort hervorgegangen: „l'art pour l'art“ — d. h.: die Kunst als Kunst habe an sich selbst, ohne Rücksicht auf Gehalt, ihren Formenwert; ein Wort, das einer tieferen ästhetischen und philosophischen Prüfung nicht Stich hält. Wenn etwa Maupassant von Flaubert sagt: „Flaubert war vor allem und über alles ein Künstler“, dagegen: „Musset, der ein großer Dichter war, war kein Künstler“ — so ist dies eine künstliche Zweiteilung. Ein „großer“ Dichter, der „kein“ Künstler ist? Unser Geschmacksideal setzt als selbstverständlich voraus, daß der echte Dichter bis zu hohem Maße das zum künstlerischen Ausdruck bringe und in entsprechenden Stil fasse, was sein Inneres zu sagen und zu gestalten hat. Die Ausdrucksformen aber von den tieferen Bezirken — von der Gemütsregion — zu trennen und ihnen einen ausreichenden Wert für sich einzuräumen, das kann doch nur auf eine artige Spielerei hinauslaufen. Wir unsrerseits schalten die seelischen Tiefen nicht aus der Poesie aus. Und sehen wir genauer zu, so tun das auch weder Maupassant noch Flaubert. Denn plötzlich heißt es in jenem Essay Maupassants, den wir hier als Beispiel anführen: „Der trübe Menschenhaß war ihm — Flaubert — nicht angeboren, war erst langsam in ihm groß geworden, als er die immerwährende Ausdauer der Dummheit sah“. . . Wie ist uns denn? Vernahmen wir nicht soeben, Flaubert war „vor allem und über alles“ ein „Künstler“? Und da erzählt man uns nun von seinem „trüben Menschenhaß“ und spricht von der „immerwährenden Ausdauer der Dummheit“? Entpuppt sich nicht der anscheinende Nur-Künstler als — pessimistischer Philo-

soph? Auch hier also steht hinter der scheinbaren Nur-Kunst eine Weltanschauung. Und wenn wir unsre Artisten — etwa Jung-Wien — ins Auge fassen, werden wir auch dort hinter der scheinbaren Nur-Kunst eine gleichsam animalische Weltanschauung entdecken. Wir werden bemerken, daß dort eine Elektra z. B., diese Schwester der Salome, „wie ein Tier" — so heißt es oft in den szenischen Bemerkungen — aufgefaßt und koloristisch wirksam gestaltet ist. Wir werden die Weltanschauung des Materialismus und Naturalismus, des Pessimismus und Skeptizismus hinter jenen scheinklassischen Kunstformen entdecken: — eine Weltanschauung, die nicht nach Weimar weist.

Neben den Formalisten, denen in Frankreich etwa die „Parnassiens" und nachfolgende Former entsprechen, haben wir heute die Sexualisten sehr laut und sehr zahlreich vertreten: ich meine die vielfach nervösen, brutalen oder unnatürlichen Sinnlichkeitspoeten. Auch hier verdient ein gewisser Wahrheitsdrang Achtung; aber es gestaltet sich daraus allein noch kein höherer und reinerer Menschentypus empor. Auch diese Spätlinge des Naturalismus betrachten die Geschehnisse vom Animalischen aus und geben ihrem Geschauten möglichst drastisch-anschaulichen Ausdruck, während jene Artisten Prunkgewänder mit Brillanten um das geschilderte Menschentier hüllen. In ihrer letzten Wesensart sind beide Literatengruppen von demselben Stoff und arbeiten Hand in Hand. Sie geben der vorherrschenden Richtung des jetzigen Literatur- und Theatergeistes Ausdruck. Die Erotik niederer Art spielt bei ihnen allen eine erschreckende Rolle. Nichts mehr von der Frauenverehrung Weimars!

Fast eine Unmöglichkeit scheint es, hier mit Schillers ernstem Rufe von der Geistigkeit und Würde der Kunst programmatisch durchzudringen. Wir wissen, daß der Dichter bei Besprechung der Bürgerschen Gedichte (1791) vor allem „den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist" vermißt hat, „der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet." Als Seitenstück dazu nehme man, was Schiller über Goethe an Heinrich Meyer schreibt (21. Juli 1797): „Wenn es einmal einer unter Tausenden, die danach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Besseres tun, als da-

für jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben." Behalte man den Ausdruck: „ein schönes vollendetes Ganzes aus sich machen"! Dies schön vollendete Ganze ist eben die Schatzkammer, aus der sich der Dichter seine schöne Form mit schönem Gehalt füllt. Denn, um mit Goethe fortzufahren („Dichtung und Wahrheit", III, 1): „Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poesie erst zur Poesie wird, aber das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde ist dasjenige, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird. Dann bleibt der reine, vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Äußere oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weiß und, wenn er gegenwärtig ist, verdeckt." So Goethe, der Meister der Form, Goethe, der („Dichtung und Wahrheit", II, 7) über alle Formen hinüber das Wort gesprochen hat: „Der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstandes ist der Anfang und das Ende der Kunst."

Werfen wir in diesem Sinne einen raschen ersten Blick über das 18. Jahrhundert! Wir werden die Beobachtung machen, daß der geistige Kampf innerhalb der Literatur gerade darin bestand, den seelischen Poesiegehalt gegen die formalistischen Literaturaufseher durchzusetzen. Der bekannteste damalige Literaturwart war der Leipziger Professor Gottsched († 1766). Anfangs war dieser fleißige und belesene Geschmacksdiktator von bemerkenswertem Einfluß auf Bildung und Sprache. Als aber der Dichter Klopstock auftrat, versagte Gottscheds Instinkt. Er spielte bekanntlich gegen den Sänger des „Messias" und der „Oden" einen ledernen Formpoeten namens Schönaich aus. „Die Fülle der geschichtlichen Kenntnisse, die Gottsched in faßlichen Lehrbüchern vorzutragen wußte, und persönliche Verbindungen gaben ihm ein großes Ansehen, das er zu bewahren bemüht war, als neben ihm größere Naturen und tieferdringende Geister aufgestanden waren, deren läuterndes Feuer er für zerstörendes und deren richtigere Erkenntnis er für absichtsvolle Kränkungen hielt, an denen es auch nicht fehlte. Der ehrliche Kampf, den er früher mit patriotischer Wärme für die Sache selbst geführt hatte, wurde allmählich zum engherzigen Kampfe um die eigene Existenz, dessen Ausgang zweifellos unglücklich war und unglücklicher, als verdient war. Gottscheds Name, der zwei Jahrzehnte als Autorität gegolten, wurde zum Spott und Hohne und sank beinahe

bis zum Scheltwort. Mit der Verachtung, die dem Dichter und Theoretiker gelten sollte, wurde auch der forschende Sammler belegt, der einsam, von allen verlassen, ein Schatten seiner selbst, vom Schauplatz verschwand" (Goedecke, „Grundriß"). Und so auch der andere Einflußreiche, der sich gleichfalls dem Poesiegeist widersetzte: der Berliner Nicolai († 1811), der als Buchhändler, durch Zeitschriften, Bücher und Aufsätze, sowie durch persönliche Verbindungen, eine weite Wirkung ausübte. Auch dieser, in seiner guten Zeit ein Kampfgenosse Lessings, enthüllte sich in seinem instinktlosen Rationalismus, als er wahrhaft poetisch gestimmten Geistern wie Herder oder Genies wie Schiller hemmend und höhnend gegenübertrat.

Nicht durch solche Geschmacksrichter also kam die Poesieflamme in jenes Jahrhundert. Poesie kam durch die Gefühlsnaturen Klopstock und Rousseau, durch Richardsons Romane und noch mehr durch Ossians großzügige Stimmungen, durch Shakespeare, Homer und das Volkslied, durch den „Götz" und den „Werther". Hier reichten keine Geschmacksregeln aus. Hier war dichterischer Lebensodem, der als unerklärbarer Zauber diese Menschen und ihre künstlerischen Gebilde erfüllte und umgab. Und indem die entwicklungsfähigen Geister jenes Zeitalters in diesem dichterischen Lebensodem die erlösende Kraft erkannten, reihten sie sich in die Kette des Lebendigen ein.

Ja, Goethe ging soweit, von einem einsamen Manne der Tat, der mitten in Deutschland dennoch außerhalb der deutschen Literatur stand, das Wort zu prägen („Dichtung und Wahrheit", 7. Buch): „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie". Goethe hatte dabei über alle Formen hinüber den genialen Lebensodem im Sinne: jene Kraft, die sich mit dramatischer Energie in Friedrichs unvergeßlichen Schlachten versichtbarte und den deutschen Zuschauern das Wesen des Geniefeuers endlich wieder einmal in anschaulichen Beispielen zu Bewußtsein brachte.

Demnach hat das klassische Literaturideal seine Grundwesenheit im Lebensodem: im seelisch-bedeutenden Gehalt. Dies hatte den Erstling jener Epoche, Klopstock, sofort mit seinen Zeitgenossen in ein Herzensverhältnis gebracht. Hier war einer, dem man wieder gut sein konnte; kein Nicolaite oder Gottschedianer besaß das Geheimnis dieser ansteckenden Herzenskraft,

Noch blieb Klopstock, der bedeutendste und würdigste jener Frühzeit, in einem gewissen Moralismus stecken und drang nicht zu vielseitigem, objektivem Gestalten durch. Noch mehr blieben der Gleimsche Kreis, die Anakreontiker und moralisch gestimmten Erzähler, Idylliker oder Fabeldichter in einer beschränkten Gemütlichkeit zurück. Neue Talente drangen als Stürmer und Dränger ein, erreichten die ihnen gemäße Stufe und blieben stehen. Und nur Wenigen war es vergönnt, sich in sich selber zu einer großen und sicheren Ruhe auszureifen und abzurunden. Ihnen geben wir den Ehrennamen einer großen Persönlichkeit.

Persönlichkeit . . . damit ist ein Orientierungswort gefunden. Gegenüber dem naiv andringenden Dichten und Büchermachen, das uns wie ein hastiges und oft neidvolles Wettrennen anmutet, ist hier ein ruhiges egozentrisches Prinzip ausgesprochen: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Etwas Reifes und Männliches tritt damit in die Literatur ein.

Diese Persönlichkeiten waren nur dadurch das geworden, als was sie nun mit plastischer Klarheit vor uns stehen, daß sie sich getrennt hatten vom Literaturtreiben. Sie suchten in sich selbst, in ihrem höheren Ego, die Grundlage für ein freies, reines, ruhiges Schaffen. Abermals spricht hier Schiller dem gewiß talentvollen Bürger gegenüber das bekannte Wort aus: „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredlen, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht; und Mängel, die dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen."

Zu dem egozentrischen Prinzip tritt demnach sofort eine geistaristokratische Forderung. Ein Element des Stolzes, des Heroismus, erhebt uns über saloppe Gemütlichkeit und lüsterne Niederungen. „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben!" Es ist das nicht bloß Ethik oder „Moraltrompete"; denn auch der Philister kann brav sein. Vielmehr sind durch diese entschlossene Wendung Kopf, Herz und Charakter gleicherweise in einen höheren Reifezustand eingetreten und gedenken

sich fortan, kraft dieses aristokratischen Prinzips, spannkräftig auf ihrer Höhe zu erhalten. Nicht im Hochmut und nicht aus „Wille zur Macht“ — es sei denn die Macht über die eigenen niederen Gelüste —, sondern aus Vollendungsdrang.

Es könnte sich nun freilich geistiger Hochmut herausdeuten lassen, wenn die bekannte Stellung der beiden Verbündeten in den „Xenien“ von dieser Seite her ins Auge gefaßt wird. In diesem epigrammatischen Kampfe lehnten bekanntlich Schiller und Goethe nicht nur Plattheiten der bloßen Aufklärung ab, worunter besonders Nicolai, sondern auch recht ehrenwerte Schriftsteller der mittleren, der bürgerlichen Richtung. So etwa könnten wir diesen breiten Mittelstand der Literatur nennen. Diese bürgerliche Richtung bildet den Grundbestand einer Literatur. Ihre Vertreter beherrschen die Zeitungen und Zeitschriften; sie liefern die heute so breithin wuchernden Romane, besorgen die Kritik und bestreiten die laufenden Bedürfnisse in lyrischer und theatralischer Hinsicht. Sie haben den journalistischen und literarischen Einfluß; ihnen gehört der Tag. Gemeinhin treten sie gruppenweise auf, je nach Stil und Anschauung, wenn auch örtlich zerstreut. Von ihrem Loben, Tadeln oder Totschweigen hängt für die Wirkung eines Dichters, wenigstens eine längere oder kürzere Zeit hindurch, viel ab. Man liest, in Deutschland zumal, weit mehr das, was über die Bücher der Bedeutenden geschrieben wird, als die Bücher selber. So fühlen sich diese Gruppen von Publizisten und Journalisten berufen, von sich aus bestimmen zu dürfen, was als bedeutend zu gelten habe oder was als unbedeutend abzulehnen sei.

Und von dieser ganzen großen Gruppe lösten sich die beiden klassischen Dichter mit Bewußtsein. Denn es offenbarte sich damals, daß auch diese Geschmacksbeherrscher dem ernsten Unternehmen der „Horen“ wenig Verständnis abgewannen, sondern feindlich oder schweigend daran vorübergingen. Da trat in den „Xenien“ die Scheidung ein. „Es ist die Wendung zum höheren Ernst in der deutschen Literatur, welche in den Xenien sich ankündigt“ (H. v. Stein). Denn die Suche der Klassiker gilt nicht mehr der Unterhaltung oder den Tagesfragen, sondern einem weit Höheren: dem „Reinmenschlichen“, das über alle Geschmackswechsel erhaben ist. Die beiden Dichter suchten zum seelischen Urgrund vorzudringen, zum Typus, zum Gesetz, um dann hier, in all dem Wechsel der äußeren Erscheinungen, den inneren

„ruhenden Pol“ festzuhalten. Zu diesem Entschluß einer Umkehr von allem Tagestreiben raffen sich immer nur wenige auf. Es sind die Gralsucher der Menschheit. Ihr Leitwort ist: „Eins ist not“, nämlich was ich schon eingangs erwähnt: „Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen?“ (Schiller, Briefe über die ästhet. Erziehung des Menschen). Und Goethe wird etwa hinzufügen: es ist das Problem des Menschen, sein Innen mit dem Außen in Einklang und Gleichgewicht zu bringen, so daß Göttliches in uns mit dem Natürlichen außer uns sich zur „Gott-Natur“ harmonisch einigt und reizend oder ergänzend ineinanderarbeitet.

Nun aber darf man denn doch nicht die guten Talente jener Mittelrichtung unterschätzen. Sofern sie den Verstand klärt und das Herz erwärmt, gehört diese Gruppe zu unsrem wertvollsten nationalen Erbgut. Von Meister Wilhelm Raabe z. B. hat Hans von Wolzogen das schöne Wort geprägt: „Er hat nicht rechts noch links auf das Büchergetriebe, sondern stets gradezu und tief in das Herz der deutschen Volksseele geblickt.“ Raabe ist ein meisterhafter Vertreter einer guten bürgerlichen Richtung. Und so auch andre treffliche Erzähler und Lyriker oder Dramatiker des dichterisch nicht genialen 19. Jahrhunderts: von Gottfried Keller bis Mörike und Eichendorff, von Otto Ludwig bis Ludwig Uhland oder andern liebenswerten Sängern. Dichter solcher Art unterhalten das oft bedrohte Herdfeuer deutschen Gemüts. Um ihre Gestalten ist, wie um Hans Thomas „Dorfgeiger“, ein silberner Rand. Und so auch um Maler und Musiker wie Richter und Schwind, wie Schubert und Schumann.

Und hier nun dürfen wir ein wesentliches Stück unsrer deutschen Mission und Wesensart erkennen. Wir haben Märchen und Waldung; wir achten Haus und Herd und edlen Frauen- und Kindersinn; wir verehren den tapfren und doch milden Mann. Geographisch bildet Deutschland gleichsam das Herz der europäischen Menschheit; auch dem Gemüte nach sind wir das Herz Europas. Wir lieben es, Empfindung in unser Schauen und Gestalten vertiefend einzumischen; wir haben seelentiefe Musik und Philosophie gezeugt und sagen mit Jean Paul: „Nicht das Hirn, sondern das Herz denkt den größten Gedanken.“ Wenn wir also im Sinne einer gesunden deutschen Gemütspoesie Wärme an die Menschheit abgeben, so haben wir nicht den

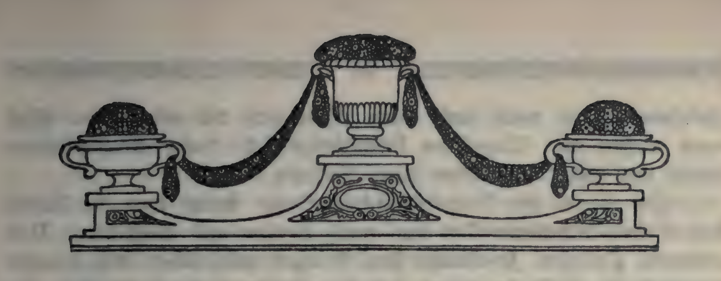
schlechtesten Teil unsrer besondren Mission erfaßt. Denn in dieser Beseelungskraft sind wir einzigartig unter den Völkern.

Aber so herzlich wir dies alles schätzen: es ersetzt uns nicht die freie Größe eines Schiller und Goethe, eines Kant und Humboldt, eines Mozart und Beethoven. Auf diesen Gipfeln ist jene Traulichkeit zwar nicht zur Untraulichkeit erstarrt, hat sich aber doch mit einem starken geistigen Element vermählt, so daß wir uns der Schwere der Erde entrückt fühlen. Übt die soeben achtungsvoll erwähnte Gemütsgruppe Weltverklärung aus und bemüht sich der Rationalismus — auch der Naturwissenschaft — um eine verstandesmäßige Welterklärung: so befinden wir uns hier in einer großzügigen und doch ruhig-einfachen Weltüberwindung. Nur auf diesen Gebirgen kann man letzten Endes von wahrer innerer Freiheit sprechen.

Freiheit . . . Alle Welt redete damals von Freiheit. Aber wie hat sich dies Wort, das anfangs gegen äußeren Absolutismus gerichtet war, in Königsberg und Weimar vertieft! Und ich wüßte mir keine edlere Aufgabe, gerade für das moderne Deutschland, als der aufgeregten Menschheit von heute wiederum das Evangelium der wahren inneren Freiheit zu verkünden, von der allein Kraft und Ruhe ausgeht.

Wir werden im nächsten Abschnitt betrachten, was die klassische Epoche unter solcher Freiheit verstanden hat.





Das revolutionäre und philosophische Jahrhundert

Das 18. Jahrhundert zeigt ein Doppelgesicht. Derselbe Ruf nach Freiheit und Menschenwürde braust über ganz Europa. Aber während in Paris im Namen des Wortes „Freiheit" eine grauenhafte Revolution aus dem Krater der Erde herausbricht: vergeistigt und vertieft sich der Freiheitsbegriff in Deutschland zu philosophischen und dichterischen Erkenntnissen.

Vergegenwärtigen wir uns die politischen Ereignisse damaliger Zeit. Über der französischen Nation scheinen sich Scharen von Dämonen zusammenzuziehen. Paris verwandelt sich in ein Chaos; Frankreich wird eine unrhythmische und unmusische Pöbelmasse. Wohl ist den Erstlingen jener allenthalben in Europa zunächst begrüßten Revolution Schwung und Idealismus nicht abzusprechen. In echt französischem Elan singt Rouget de l'Isle das führende Lied: die Marseillaise; mit dem Ruf: „Landau oder den Tod!" durchbrechen die freiwilligen Sansculotten die Weißenburger Linien; Mirabeaus Pathos, die Girondisten und Madame Roland, Dantons Löwenstimme, Marats journalistische Stiche und Charlotte Cordays Dolchstoß — ich brauche nur solche Namen anzuschlagen, und wir haben uns rasch die Schwungkraft dieser wilden Epoche veranschaulicht. Aber immer wilder entfalten sich die Leidenschaften, immer wahnwitziger das Schreckensregiment. Die Guillotine, als wäre der Mensch nur wirklich „l'homme machine", tut fast mechanisch noch ihre blutige Arbeit, vom Maire von Straßburg bis zum Königspaar; Weiber werden zu Hyänen; Frankreich schwimmt in Blut. Endlich liegt auch Robespierre mit zerschmetterten Kinnladen zwischen höhnenden

Feinden. Und nach und nach leitet sich die allgemeine Wut nach außen ab: Napoleon bemächtigt sich dieser Massenleidenschaft und führt sie wider ganz Europa.

In Form der Napoleonischen Siege spritzt nun die Revolution ihre Schaumwellen bis nach Syrien und Rußland. Das erstarrte Preußen Friedrichs des Großen wird über den Haufen gerannt; in Tilsit begegnen sich der Kaiser dieses haßvollen Zustandes und die Königin deutscher Herzlichkeit. Und spät endlich erfolgt dann, nach diesem äußersten Tiefstand, der Gegenstoß des deutschen Idealismus.

Hier fallen nun Namen an unser Ohr wie Stein, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Fichte, Arndt, Körner, Friesen, Lützow, Schill — Namen von metallischem, heldenhaftem Klange. Es geht ein Aufleuchten über Deutschland hin; die zerstörenden Kräfte werden nach Westen zurückgeworfen; Napoleon wird noch weiter hinaus gejagt und festgenagelt am Felsen von Sankt Helena. Dieser Befreiungskrieg ist wie ein Kampf der bürgerlich-häuslichen Gesittung gegen die Söhne der Leidenschaft: so wie in der germanischen Mythologie die Nordlandsgötter gegen die Flammen aus Südland kämpfen.

Denn nun mache man sich einmal an einigen ausdrucksvollen Zahlen den Gegensatz zwischen deutscher Innerlichkeit und romanischer Hitzigkeit klar! Dasselbe Jahrzehnt, das dort die Revolution emporzüngeln sah, erzeugte bei uns in Deutschland Kants Hauptwerke: „Kritik der reinen Vernunft" (1781), „Kritik der praktischen Vernunft" (1788) „Kritik der Urteilskraft" (1790). Gleichzeitig begann Pestalozzis schriftstellerisches Wirken: „Abendstunden eines Einsiedlers" (1780), „Lienhard und Gertrud" (1781—1789). Um dieselbe Zeit entfaltete sich der pädagogisch gleichfalls wichtige Campe („Robinson der Jüngere" 1779). Lessing schrieb seinen „Nathan den Weisen" (1779) und seine „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780). Im gleichen Jahre mit Lessings Humanitätsdrama formte sich Goethes „Iphigenie" in ihrer ersten Gestalt. Schiller strebte durch „Räuber", „Fiesko," und „Luise Millerin" dem ideal entsagenden „Don Carlos" zu (1787) und beschloß das Jahrzehnt mit dem Programmgedicht „Die Künstler". Herder veröffentlicht sein ethisch-philosophisches Hauptwerk: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784 ff). Und zu Beginn jener zehn Jahre gab Friedrich der Große in einer vielbeachteten Schrift

seiner Verkennung, aber auch warmen Sorge gegenüber der deutschen Literatur Ausdruck (1780).

Kurz, Deutschland suchte von innenher erzieherisch umzugestalten. Frankreich aber war mit der Guillotine von außenher an der blutigen und gewaltsamen Arbeit. Dies ist der außerordentlich beachtenswerte Unterschied.

Gewiß nicht weniger groß war bei uns in Deutschland jener Drang nach Freiheit. „In tyrannos" stand als Motto über den „Räubern" Schillers, des Landsmannes eines Schubart, der auf dem Hohenasperg gefangen saß; und in mancher jugendlich stürmischen Gesellschaft wurde angestoßen auf die Freiheit und gegen die Tyrannen. Der Absolutismus hatte diese Gegenstimmung wachgereizt. Voltaire führte für ungerecht verurteilte siegreiche schriftstellerische Feldzüge; der junge Lavater fällte in aufsehenerregender Schrift einen betrügerischen Landvogt. Jene ganze Jugend, auch Goethe, beteiligte sich an dieser Freiheitsstimmung.

Aber in seinen reiferen Jahren, von diesem Zuge der Zeit sprechend („Dichtung und Wahrheit" III, 12), wirft Goethe die gelassene Frage auf: „Aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegerischen Trotzgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen und welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es bloß poetische Form, und die nachher so oft gescholtenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder häuften sich durch diesen Trieb, durch diesen Anstoß. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man sich Tyrannen, und dazu mußten die Fürsten und ihre Diener ihre Gestalten erst im allgemeinen, sodann nach und nach im besonderen hergeben"; und „so fing man an, den Aufseher der Beamten zu machen, und die Zeit war nahe, wo der Theater- nnd Romandichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte."

Unwillkürlich fallen uns hier Lessings „Emilia Galotti" und Schillers „Kabale und Liebe" ein. Aber bemerkenswert ist auch hier wieder ein echt deutscher Zug. Bei diesem äußeren Freiheitsbegriff bleiben unsere tiefere Naturen nicht stehen. Lessing dringt zum versöhnlichen Festspiel „Nathan" vor, Schiller zum „Carlos", Goethe vom „Götz" zur „Iphigenie": der Schauplatz wird nach innen verlegt. Es handelte sich für sie darum, den inneren Menschen zu befreien und zu läutern. „Endlich seh' ich ein: es gibt ein höher, wünschenswerter Gut, als dich

besitzen", ruft Carlos. Und Schiller fügt in seinen Briefen über dies Läuterungsdrama hinzu: „Der Jüngling mußte zuvor Begierden übermeistert haben . . . Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen." Erst also wenn sich Leidenschaft zu Liebe gereinigt hat, kann er vermöge dieser reinen Liebeskraft ein Volk beglücken. So stellt denn auch Lessing das alte Antigonewort: „nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da" in seinen „Nathan": „Es eifre jeder seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach!" Der Humanitätsgedanke der Liebe, im Bunde mit vertiefter Einsicht, bricht in Deutschland durch. Solche Liebe stellt sich dann dem von Westen herüberglutenden lautleidenschaftlichen Hasse als eine stillere Macht von innen entgegen.

Im klassischen Weimar erblicken und verehren wir den Höhepunkt dieser deutschen Humanitätsbewegung. Dieses Weimar, als Kollektivbegriff, als Bezeichnung einer geistigen und seelischen Stimmung, bildet den Gegenpol zu dem vorhin geschilderten revolutionären Paris. Es ist ein tiefsinniges Spiel, daß gerade auf dem Landgrafenberg bei Jena Frankreich und Preußen aneinanderstießen: auf der Weimarischen Kulturinsel. Hier schwang gleichsam noch Schillers Geist in der Luft: jenes geläuterten Schiller, der vom Katheder aus so ernste Mahnungen zur Verinnerlichung ausgesprochen hatte, dessen vertiefter Freiheitsbegriff eine stolze und bewußte Absage an die äußeren Verzerrungen der elementaren Revolution war.

Wir können in zwei knappe Worte den Gegensatz zwischen Weimar und Paris zusammendrängen. Dort in Paris war man außer sich — hier in Weimar kam man zu sich selbst. „Außer sich sein" und „zu sich selbst kommen": darin liegt der Gegensatz zwischen jener Zentrifugalkraft und dieser Zentripetalkraft ausgesprochen.

Schiller hat in seiner Zeitschrift „Die Horen" (1794 ff.) mit deutlichem Bewußtsein diesen Gegensatz zwischen esoterischer Ruhe und politischer Unruhe geformt. Schon im Programm der „Horen" heißt es: „Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Krieges das Vaterland ängstigt, wo der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Zirkel erneuert und nur allzuoft Musen und Grazien daraus verscheucht . . ., möchte es ebenso gewagt als verdienstlich sein,

den so sehr zerstreuten Leser zu einer Unterhaltung von ganz entgegengesetzter Art einzuladen . . . Aber je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setzt, einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie [die Gemüter] wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen". Schiller hat die Worte „rein menschlich" gesperrt drucken lassen, um zu zeigen, daß es ihm auf diese Worte ankam. Wie er die politisch geteilte Welt in einer höheren Sphäre zu einigen suchte, so wollte Lessing die konfessionell geteilte Welt in der Sphäre rein menschlicher Liebe festtäglich wieder vereinigen. Also ein Hinweggehen aus dem Hader: ein Empordringen in das, was uns vielfach Getrennte in unsrem Urwesen seelisch einigt und gemeinsam erhebt. Zu diesem Zweck ist ein gewisser optischer Abstand gegenüber dem „jetzigen Weltlauf" nötig; „man wird also" — fährt Schiller in jenem Programm seiner Zeitschrift fort — „über die vergangene Welt die Geschichte und über die kommende die Philosophie befragen", man wird „zu dem Ideale veredelter Menschheit . . . einzelne Züge sammeln nnd an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze nnd edlerer Sitten, von dem zuletzt alle wahre Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt, nach Vermögen geschäftig sein."

Demnach ist hier keine Weltflucht. Vielmehr unternehmen diese Dichter und Denker die Lösung desselben Problems, das — wie heute der Sozialismus — alle Welt beschäftigte: — die Befreiung und Erhöhung des Menschen. Aber sie versuchen Dies von der andren Seite her zu lösen: von innenher. Nicht vom Staate aus, sondern von Geist und Gemüt aus; nicht an die Masse appellierend, sondern an den Entwicklungsstolz der einzelnen Individualität; nicht mit Gesetz und Verfügung, sondern durch gewinnende Poesie und lebenswarme Weisheit.

So stellt denn nun Schiller in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" sein eigenes Ideal auf. Er nennt seine treibende Veredlungskraft den „ästhetischen Bildungstrieb". „Mitten in dem furchtbaren Reiche der Kräfte" [also der elementaren Natur und Leidenschaft] „und mitten in dem heiligen Reiche der Gesetze" [also des Staates und der

äußeren Gesittung] „baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten, fröhlichen Reiche des Spieles und des Scheins, worin er dem Menschend die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im Physischen als im Moralischen, entbindet." Diesen idealen Freistaat nennt Schiller den „ästhetischen Staat". Wohl stellt sich der Dichter selber die Frage: „Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden?" Aber er gibt knapp und klar die entscheidende Antwort: „dem Bedürfnis nach existiert er in jeder feingestimmten Seele."

In jeder feingestimmten Seele . . . Das bezeichnet also deutlich, wie ich mehrfach betonte, die Verlegung der Frage auf die innere Seite. Und so schließt denn Schiller seine ästhetischen Briefe mit den Worten: „Der Tat nach möchte man ihn" [den ästhetischen Staat] „wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickelsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmut zu zeigen."

Im Sinne dieser kühnen Einfalt und ruhigen Unschuld, die durch die verwickelten Verhältnisse des revolutionären Jahrhunderts mit anmutiger Würde und sittlicher Gereiftheit hindurchgeht, schreibt denn auch Goethe an Schiller (3. März 1798): „Da uns das Jahrhundert von außen noch manche Hindernisse in den Weg zu legen scheint, so ist es desto nötiger, von innen einstimmig und unverrückt zu wirken."

Dieses einstimmige und unverrückte Wirken von innen nannte ich vorhin „zu sich selbst kommen".

Halten wir dieses wichtige Wort „Selbst" fest! Daß damit nicht Selbstsucht, Dünkel und Eitelkeit gemeint sind, vielmehr eine ganz besonders edle und wertvolle Kraft unsres Innern, ist uns von vornherein gewiß. Schiller nennt einmal diese Kraft im Zedicht „der Genius" das „stillere Selbst". Die goldene Geit ist vorüber, führt er dort aus, der göttliche Frieden der Natur ist gestört, das Orakel in der entadelten Brust ist verstummt.

„Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlor'ne Natur gibt ihm die Weisheit zurück." —

Weiter unten nennt er dies stillere Selbst den „Gott, der dir im Busen gebeut"; und in den Anfangsversen des Gedichts taucht die Wendung auf: „das Gesetz, das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt." Ebenso lesen wir in den Distichen „das weibliche Ideal" folgendes:

„Dünke der Mann sich frei: Du bist es; denn ewig notwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Notwendigkeit mehr.
Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz, du bist ewig nur Eines:
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst."

Dein harmonisches Selbst . . . An andren Stellen, besonders in dem Aufsatz „über Anmut und Würde", gibt Schiller solcher Ausgeglichenheit den Ehrentitel einer „schönen Seele". Menschen dieser Art haben ihr bestes Wesen gefunden. Und damit ist im einzelnen Menschen ein heiliger Hain entdeckt, ein Ruhepunkt in aller Bewegung, ein Ort des Friedens, wo man die Stimme der Gottheit wieder vernimmt, wie einst in der goldnen Zeit. Denn wir wissen es aus Goethes „Tasso": „Die gold'ne Zeit ist wohl vorbei, allein die Guten bringen sie zurück." In uns selber nämlich ist das ewig neue Geheimnis, das hinausstrahlend die Atmosphäre eines Zeitalters umgestaltet.

Zu so wertvoller Entdeckung und Deutung veranlaßt uns das eine wichtige Wort „Selbst" und „zu sich selbst kommen", dessen Wurzeln religionsphilosophisch über Plato nach Indien zurückweisen. Das klassische Ideal ist ohne einen Ausflug auf dies Gebiet nicht verständlich. Schon in Schillers Geburtsjahr hatte der greise Engländer Edward David Young, der Dichter der einflußreichen „Nachtgedanken", ein wichtiges Schriftchen veröffentlicht: „Gedanken über Originalwerke". Darin finden sich z. B. folgende Sätze: „Forsche tief in deiner Brust, lerne die Tiefe, den Umfang, den Hang und die ganze Stärke deiner Seele kennen; stifte eine Vertraulichkeit mit dem Fremdling, der in dir ist; errege und unterhalte jeden Funken des Lichts und der Wärme deiner Vernunft, wenn auch dieser Funke unter früherer Nachlässigkeit fast erstickt oder unter die plumpe, dunkle Masse gemeiner Gedanken zerstreut wäre; sammle dieses Licht in

ein Ganzes!“ Klingt diese Anweisung, der auch Kant und Rousseau beipflichten würden, nicht wie ein Stück aus einem Schillerschen Programm? Und Young spricht in diesem Zusammenhang ein Wort aus, das unmittelbar an ein berühmtes Goethewort gemahnt; er sagt: „Habe vor dir selber Ehrfurcht!“

Wovor in uns Ehrfurcht? Nun, vor dem „Gott“ in dir, vor dem „Gesetz in deinem Busen“, vor dem „Fremdling“, den du dir zum Freund machen sollst, vor dem „Funken des Lichts“, das deine Innenwelt in ein „harmonisches Selbst“ verwandeln kann — — und wie sonst die Umschreibungen für dieselbe feine Kraft lauten mögen.

Da sind wir denn nun im Revier Kants. Allenthalben in seinen Schriften weist der Königsberger Philosoph auf diese innere Macht hin, z. B.: „Nun findet der Mensch in sich wirklich ein Vermögen, dadurch er sich von allen andren Dingen, ja von sich selbst, sofern er durch Gegenstände affiziert wird [also von seinem körperlichen Selbst], unterscheidet: und das ist die Vernunft. Diese zeigt, indem sie die Ideen hervorbringt, eine so reine Spontaneität [eigene Schöpferkraft], daß sie dadurch weit über alles, was ihr Sinnlichkeit nur liefern kann, hinausgeht.“ Man muß dies Wort „Vernunft“ freilich in Kants weitem und erhabenem Sinne auffassen und darf es nicht mit dem üblichen gesunden Menschenverstand verwechseln: es ist dieser vornehmen Vernunft ein schöpferisches Element, eine ideenbildende Kraft eigentümlich. Und dadurch ist der Mensch „das Glied einer intelligiblen Welt“. Solche hohen Kräfte der reinen Vernunft, des geläuterten Pflichtbegriffs, der gestaltenden Einbildungskraft entspringen — beachte man die Kantsche Wendung — „aus unsrem Willen als Intelligenz, mithin aus unsrem eigentlichen Selbst“.

Da haben wir wieder das Wort „Selbst“. Und nun leitet eine andre Kantsche Wendung leicht von Young zu Goethe hinüber: „Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn der Mensch, als zu beiden Welten gehörig, sein eigenes Wesen, in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders als mit Verehrung, und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß.“

Nun wissen wir auch, wie Goethes Wort aus den „Wanderjahren“ (II, 1) verstanden sein will: des Menschen „oberste Ehrfurcht“ sei „die Ehrfurcht vor sich selber“. Einige Kapitel zuvor, dem überwältigenden Anblick der Sterne gegenüber, spricht dort

Wilhelm Meister zu sich selbst: „Wie kann sich der Mensch gegen das Unendliche stellen, als wenn er alle geistigen Kräfte, die nach vielen Seiten hingezogen werden, in seinem Innersten, Tiefsten versammelt, wenn er sich fragt: Darfst du dich in der Mitte dieser ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, sobald sich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunkt kreisend, hervortut? Und selbst wenn es dir schwer würde, diesen Mittelpunkt in deinem Busen aufzufinden, so würdest du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohltätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugnis gibt."

Man wird einen Goethe, den „Todfeind von Wortschällen", nicht der Phrase bezichtigen, wenn er dergleichen ausspricht. Es muß sich also wohl hinter alle dem eine wirkliche Macht und Tatsache verbergen; nur eben eine Realität höherer Art. Sollte das letzte Geheimnis dieses „Selbst" religiöser Natur sein?

„In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten:
Wir heißen's fromm sein . . ."

So formt es der Greis mit dem jungen Herzen in der Marienbader Elegie . . .

Doch unsere Betrachtung droht allzu philosophisch zu werden. Springen wir also mit frischem Entschluß in das lebendige weimarische Menschentum hinüber! Denn wir wollen nicht aus dem Auge verlieren, daß dort in Weimar keine bloßen Philosophen oder Ethiker beisammensaßen, sondern vor allen Dingen Dichter voll Blut und Menschenwärme. Und ihr Lebensproblem bestand ja eben darin, zwischen philosophischer Einsicht nebst ethischer Forderung und den Bedingungen des natürlichen und menschlichen Daseins einen Einklang herzustellen.

Die Gestaltungskraft dieser Poeten bezeugte sich vor allem darin, daß sie ihr eigenes Leben zu einem Kunstwerk zu läutern und abzurunden die plastische Bildnerkraft besaßen. Nicht nur instinktiv, sondern mit wachsendem Bewußtsein; nicht aber auch als Schematiker, sondern aus Freuden an organischem Wachstum. „Diese Begierde," — schreibt Goethe an Lavater (Aug. 1780) — „die Pyramide meines Daseins, deren Basis nur angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu

spitzen, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und, wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Ebenso bekundet sich dieser Vollendungsdrang in einer Briefstelle an Knebel (3. Dez. 1781): „Ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Sind denn auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leichte weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig." Derlei Gedanken waren in den Besten jener Zeit wirksam.

So begannen sie denn mit sich selber, diese gestaltungskräftigen Schöpfer: sie brachten in ihr eigenes Leben Gesetz und Rhythmus. Zudem aber war ihnen die besondre Gabe eigen, auch nach außenhin mit dichterischem Wort wirken und bilden zu können. Die Ausdrucksformen Weimars waren das dichterische Wort. Auch in ihren zahlreichen Prosawerken bekundet sich das Künstlerische ihres Wesens. Und so ist denn jener Fund im Innern, von dem wir vorhin gesprochen haben, nur die eine Seite ihres Wesens, gleichsam nur das Einatmen, nur die Sammlung: aus dieser Sammlung heraus aber wirkten sie dann wieder hinaus in die Welt der Gestaltung. So blieben sie vor Asketentum und Weltflucht bewahrt, so blieben sie in Austausch und Bewegung. Eben in diesem glücklichen Gleichgewicht zwischen Innen und Außen erkennen wir das klassische Ideal.

Werfen wir einen raschen Blick nach Weimar, damit wir, nach so viel Innerlichkeit, die farbigere Außenseite nicht vernachlässigen.

Was für ein junges Völkchen lebte, liebte zwischen diesen Feldhügeln im Ilmtal! Noch war die kleine Stadt mit Mauern umgeben; aber im Park, in Tiefurt, Ettersburg, Belvedere, auf den Jagden im Thüringerwalde war man mit der Natur in Berührung. Freude zu machen, ist hier der durchgehende Drang. Gewiß, Menschliches und Allzumenschliches nistete auch hier genug; in allen Winkeln mochten sich Klatsch und andre Kleinigkeiten herumtreiben. Aber das beeinträchtigte nicht den dichterisch-geistigen Zug, der diese Menschen über das Gewöhnliche hinaushob. Es war eine festliche Zeit. Man wird an die gast-

liche Wartburg der Landgrafenzeit erinnert oder an die antike Lebensfreude am Fuße der Akropolis.

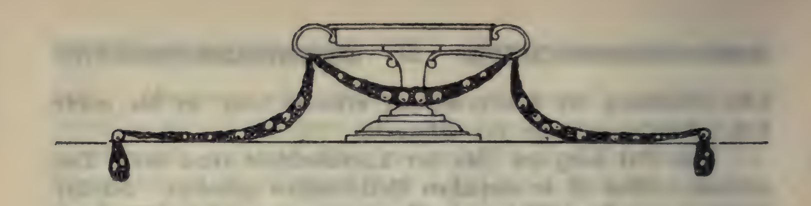
Der Ort barg zur Zeit der Literaturblüte etwa 6000 Einwohner. Alles ist in einfachen Verhältnissen gehalten. Schiller spricht vom „Dorf Weimar"; Herder nennt es ein „Mittelding zwischen Dorf und Stadt". Um die Schloßgebäude her lagen die bürgerlichen Häuser, mit den Giebelseiten meist nach den engen, winkligen Gassen gerichtet, durch die der Hirt noch seine Herden ins Freie trieb. Nächtliche Beleuchtung fehlt; jedermann muß, bei Strafe, seine Laterne mit sich führen; dem Herzog leuchtet ein Lakai voran. Die Reisen geschehen zu Pferd und Wagen; Fremde müssen sich am Stadttor ausweisen; und außer dem Herzog erfuhr die ganze Stadt, wer da angekommen. Den Briefwechsel der beiden Dichterfreunde, zwischen Weimar und Jena, besorgt eine Boten- und Gemüsefrau. So wohnen in diesem Weimar zwei Menschengattungen beisammen: der Hof mit seinen Beamten, Schöngeistern, Dichtern, Frauen, Gästen aller Art — und um den Hof her die Bürger, Handwerker und Ackerbauern, deren seßhafte Ruhe wohl mit manchem Kopfschütteln dem geselligen Treiben zugeschaut haben mag.

Da war denn, solange sich dies Volk in jugendlich rascher Kreiselbewegung befand, von einem Aufsuchen jenes ruhigen Selbst, dessen wir so sorgfältig gedacht haben, noch keine Rede. Hier ließ man sich mit Schlittengeläut und Peitschenknallen, unter Führung des Hexenmeisters Goethe, an der Peripherie umherjagen und gab sich unbefangen oder leidenschaftlich dem äußeren Leben hin.

Aber nach und nach zieht sich das Genie unter dieser talentvollen Gruppe — Goethe — auf seine Innenwelt zurück: er will dort suchen, „was von Menschen nicht bewußt, oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht." Und aus den Schaumgewässern wird, wie jene griechische Göttin, Iphigeniens Edelgestalt emporsteigen und wie die vergessene Seele der Menschheit unter diese Geselligen treten.

Doch dies alles muß einer besonderen Betrachtung vorbehalten bleiben.





Friedrich der Große

Im Konzertsaal des Schlosses Sanssouci liegt der tote König auf seinem Feldbett: auf dem Kopfe den bekannten kleinen Hut, den schmächtigen Körper eingehüllt in einen blauen Seidenmantel, die Füße bis hoch herauf in den langen Stiefeln, die ihm auch in Krankheitstagen selten von den Füßen kamen. Ein Kammerdiener hatte den einsam Sterbenden in den Armen gehalten; kein weibliches Wesen ist im Hause; um den toten Herrn trauern Windspiele und einige Diener.

So wie dieser König dort vor seiner Bestattung ausgestellt lag, hatte er oft im Siebenjährigen Kriege mitten unter seinen Offizieren und Soldaten am Wachtfeuer gelegen, gestiefelt und gekleidet, Schnupftabaksspuren über dem besternten, einfachen Rock, eine hagere, kleine Gestalt mit zwei scharfen Falten an der Adlernase entlang, den Mund gepreßt, die großen Blauaugen, dieses unscheinbaren Körpers starkes Licht, auf wenige Stunden geschlossen.

Ich habe anderwärts ausführlich des Königs Seelenbild zu gestalten gesucht („Wege nach Weimar“, Bd. III; Auswahl aus des Königs Werken in den „Büchern der Weisheit und Schönheit“; beide im Verlag Greiner und Pfeiffer, Stuttgart). Hier handelt es sich nur darum, Goethes bekannten Ausspruch näher zu begründen, wieso denn von diesem einsamen Königsgenie „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt“ in die deutsche Poesie eingedrungen ist.

Wir werden diese Einwirkung feiner deuten müssen, als etwa mit dem Hinweis auf Lessings „Minna von Barnhelm“, Gleims Grenadierlieder und ähnliche zeitgemäße Stimmungen und Stoffe. Goethe spricht es in „Dichtung und Wahrheit“ an verschiedenen Stellen aus, wie tief des Königs geniale Taten in

das Empfinden der Zeitgenossen eingriffen. „Was ging uns Preußen an!" sagt er einmal ausdrücklich (II, 1); „es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte."

Die Zuschauer jenes Kampfes einer bis dahin kleinen Macht gegen mehrere Großmächte auf einmal teilten sich rasch in zwei Parteien und waren, je nach Stellungnahme, erbittert oder entzückt. Besonders das Jahr 1757, als Kolin, Roßbach, Leuthen sich Schlag auf Schlag folgten, wurde in großer Gemütsbewegung verlebt. „Die Siege", sagt Goethe, „die Großtaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten aufeinander, verschlangen sich und schienen sich aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrichs, sein Name, sein Ruhm in kurzem wieder oben. Der Enthusiasmus seiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß seiner Feinde bitterer." Und noch später, vom Straßburger Aufenthalt sprechend, gebraucht Goethe die Wendung: „Blickten wir hingegen nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die ganze Welt zu drehen schien."

Das Dasein des königlichen Genies also schlechthin; der Umstand als solcher, daß ein solcher Genius im regelbelasteten, von Mittelmäßigkeiten besetzten und absolutistisch verwalteten Deutschland aufzuflammen fähig war: das machte Mut und steckte an. Es war fast gleichzeitig oder kurz zuvor Klopstock mit seinen ersten Gesängen und Oden aufgetreten, auch er die Gemüter mit neuem Glauben an jenes Geniale entzündend, das jenseits der ohne Zweifel vortrefflichen Regeln und Methoden den Weg ins Lichtland zeigt.

Und wie Klopstock der erste war, von dem wieder ein Bewußtsein der königlichen Würde und Weihe der Poesie ausging, so strömte vom König von Preußen eine sittliche Kraft des Pflichtbewußtseins aus, eine ungewöhnlich bedeutende Auffassung seines Herrscherberufes. Dieser unermüdlich arbeitende Einsiedler hat verzichtet auf die Behaglichkeiten der Welt um der großen Idee willen, der er diente. Vom alten Kaisertum Habsburg mit seinen jahrhundertelangen Traditionen und Römerfahrten rang sich hier eine moderne Macht los, deren Vertreter, mit Voltaires Freidenkertum gesättigt und von römischen Philosophen erzogen, sarkastisch mit einem erschlafften Mystizismus brach und vor kirchlichen Dogmen und Autoritäten so wenig Respekt besaß wie vor Dauns geweihtem Degen. Wer diese Erscheinung bloß

an sich allein betrachtet, ohne die bedeutsame Beziehung auf den spanisch-österreichischen Gegensatz, zu dem — ähnlich wie zum Luxushof eines Louis XV. — Friedrich auch geistig den Gegenpol bildete: der müßte des Königs Stellungnahme zu Religion und Mittelalter aufrichtig bedauern, da hier denn doch wertvolle deutsche Kräfte religiöser und poetischer Art von dem hartnäckig-eigenwilligen Stoiker von Sanssouci übersehen wurden. Aber gerade so, wie er war, mußte er wohl sein, um seine besondere Mannes-Aufgabe zu erfüllen. Oder wäre etwa ein friedlich-behagliches Kopfnicken nach allen Seiten besser gewesen? Flammen entstehen durch Reibung. Und in einer schlaffen Zeit des behaglich ererbten Absolutismus und des Luxusfürstentums konnte nur dieses knochig-hagere und phantasievoll-schöpferische Pflicht-Genie Leben über die schlafenden Völker und Geister sprühen. Friedrich ist darin das Seitenstück zu dem hager-knochigen elektrischen Voltaire und, der sittlichen Tat nach, noch mehr zum Philosophen von Königsberg.

So schwang denn durch Friedrichs rasches, vornehm-geistvolles Genie ein neuer Ton und Rhythmus in die Welt. Durch dies Königtum bildete sich jene starcke, hagere Preußen-Energie heraus, die unser Vaterland einen erheblichen Schritt vom Fleck gebracht hat. Ohne Friedrich kein 1806 und kein 1813: 1806 zerbrach des Königs äußere Form, 1813 siegte des Königs Geist in neuen Formen. Und der ehedem — nach des Königs Worten — zum Teufel gejagte Rittmeister von Blücher war es nun, in dem ein gut Teil jener friederizianischen Raschheit wieder lebendig wurde und die Revolution, in Gestalt Napoleons, bei Leipzig und Waterloo vollends in ihre Grenzen zurückwies.

Aber man kennt nicht den ganzen König, wenn man ihn bloß in seiner freisinnigen Aufklärer-Stimmung oder in seiner politischen und militärischen Tatkraft ins Auge faßt. Hinter dieser herben Arbeits-Energie verbirgt und verschanzt sich eine weiche, des tiefsten Mitgefühls fähige Seele. Die Tagebücher seines Vorlesers de Catt und des Königs Briefe sind dessen ein Zeugnis. In diesen Freundschafts-Briefen, von besonders lebhaft-schwärmerischer Art an Voltaire und überaus herzlich an seine Schwester Wilhelmine; sodann in langen, monologhaften Gedichten und poetischen Episteln; endlich in seinem seelenvollen Flötenspiel: offenbarte sich des Königs lebhaft schwingende Seelenwärme, im Bunde mit einem immer beweglichen Geist.

Vergegenwärtigen wir uns einiges aus jenen Gesprächen mit de Catt während des Siebenjährigen Krieges! Da liest der König z. B. im Kloster von Grüßau bis zur Belagerung von Schweidnitz (1758) Bücher von Bacon, von Cäsar, Tacitus und einige Bände Plutarch. Mehrmals überarbeitet er in demselben Zeitraum seine beiden neuesten Oden; dazwischen liest er Tragödien seines Lieblingsdichters Racine; und zwar trägt er sie gern selber seinem Vorleser mit lauter Stimme vor, unter der Bedingung freilich, daß er nach jedem Akt eine Prise Tabak nehmen darf. Mitten im dritten Akt der „Phädra" meldet man ihm die Kapitulation von Schweidnitz. Er fragt den Adjudanten aus, erkundigt sich nach den Verwundeten und leidet sichtlich unter dem Bericht. Bei der weiteren Besprechung dieser Nachricht deutet er an, daß er die Geschichte des Krieges zu schreiben gedenke, was er ja auch ausgeführt hat. Dann zieht er sich zurück und widmet sich wieder seinen militärischen Karten und Plänen.

Ein andermal erzählt er seinem de Catt von seinem harten Jugendleben, von seiner unermüdlichen Arbeitskraft in Rheinsberg, wo er Tag und Nächte über philosophischen und literarischen Studien zubrachte. Aber auch tanzen hat er gelernt, wie er scherzend hinzufügt. Und siehe: schon macht er einige Schritte, bittet de Catt, ihm die Hand zu einem Menuett zu reichen, verbessert ihn und tanzt sich tatsächlich außer Atem. Dann lacht er laut auf. „Was wäre das für ein possierlich Schauspiel für den Feldmarschall Daun und den Prinzen Karl", bemerkt er heiter, „wenn sie den Sieger von Leuthen in einer Bauernstube tanzen sähen!"

Aber wieder ein andermal findet de Catt den König in Tränen. Er hat die Nachricht erhalten, daß seine Lieblingsschwester Wilhelmine, die ihm kongeniale Markgräfin von Bayreuth, schwer krank ist. Dabei steht der König noch selbst unter dem Eindruck der Niederlage von Hochkirch; und schon wird nun von diesem neuen Kummer seine leidensfähige Seele belastet. „Ach, mein Lieber", klagt der in seinem Innersten so kindlich unmittelbare König, „das ist ein Vorbereitungsbrief, sicherlich ist meine liebe Schwester nicht mehr am Leben. Ich bekam den Unglücksbrief bei der Rückkehr aus dem Lager und mußte, um das Leid vollzumachen, mein Gesicht verstellen, damit meine Gäste nichts von meiner Traurigkeit merken. Denn fast alle meine Leute erschrecken, wenn sie in meinem Gesicht Schatten

entdecken, sie bilden sich dann gleich ein, daß es politisch verzweifelt um uns stehe." Er zitiert dann einige Verse aus Racines „Iphigenie"; und dazwischen weint er wieder. „Man braucht mehr als Festigkeit, um Verluste solcher Art auszuhalten, mein Lieber", fährt er dann fort. „Ich habe Energie genug, das ganze Unglück vom 14. Oktober (Überfall von Hochkirch) wieder gutzumachen. Lassen Sie nur erst meinen Bruder kommen, und Sie werden sehen, daß Daun keinen Vorteil aus seinem Handstreich ziehen soll. Aber wie soll ich diesen Verlust wieder gutmachen! Wer soll mir eine solche Schwester ersetzen — diese anbetungswerte Schwester, die mich so geliebt hat, von meiner frühesten Kindheit an!"

Dieser König war so leidensfähig wie ein andres Genie, das die gewöhnliche Welt auch nur als „heitren Olympier" kennt: Goethe. Auch letzterer schloß sich ein oder ging in die Einsamkeit, wenn es Schweres, wie etwa den Tod eines Freundes, innerlich zu überwinden galt. Aber nachher kam dann der Ruhige mit keinem Wort mehr darauf zurück, während es der leidenschaftlich bewegten, redefrohen Natur des Königs Bedürfnis war, sich nach Überwindung der ersten Erschütterung Freunden mitzuteilen. So erzählt der englische Gesandte Sir Mitchell, der als Bewundrer Friedrichs viel in dessen Nähe war, in einem Brief vom 4. Juli 1757, wie sehr den König die Nachricht vom Tode seiner Mutter erschüttert habe. Als ob ein Unglücksstrom manchmal durch eines Menschen Geschick hindurchfahre, so traf es sich zweimal in des Königs Leben, daß gleichzeitig mit einer Niederlage geliebte Verwandte starben: unmittelbar nach Kolin schied die Mutter hinweg, und am Tage von Hochkirch die Schwester Wilhelmine. „Gestern", so schreibt Mitchell von jenem ersteren Todesfall, „ließ mich der König rufen. Es war das erste Mal, daß er seit jener Todesnachricht jemanden sprach. Ich hatte die Ehre, einige Stunden mit ihm in seinem Kabinett zu bleiben und muß Eurer Herrlichkeit gestehen: ich war aufs tiefste bewegt, zu sehen, wie er sich im Schmerze gehen ließ und den zärtlichsten, kindlichsten Gefühlen Raum gab, indem er sich der mannigfaltigsten Verpflichtungen erinnerte, welche er gegen seine Mutter habe, und mir wiederholte, wie sie litt, wie sie ihr Leiden ertrug, wie viel Gutes sie jedermann zeigte, und wie es ihn tröste, daß er dazu beigetragen, den letzten Teil ihres Lebens leicht und angenehm zu machen."

Dies führt uns zu des Königs Briefen hinüber, zumal zu seinen Entlastungsbriefen etwa an die heißgeliebte Schwester Wilhelmine, die mit dem Markgrafen von Bayreuth nicht eben glücklich verheiratet war. So werfen wir einen Blick in das unablässig arbeitende, glühende Innere dieses Mannes. Man beachte den stürmischen Fluß dieses seitenlangen Ergusses! „Ich lege Ihnen, teure Schwester, meine Sorgen dar. Hätte ich nur persönlich darunter zu leiden, so würde ich nicht bekümmert sein; aber ich muß für Rettung und Glück des mir anvertrauten Volkes sorgen. Das ist der Punkt, um den sich alles dreht ... Ich bin in der Lage eines Reisenden, der sich von einem Haufen Schurken umringt und im Begriffe sieht, ermordet zu werden, weil die Räuber seine Habe unter sich teilen wollen. Seit der Liga von Cambrai hat es kein Beispiel einer Verschwörung gegeben, wie sie dieses verruchte Triumvirat gegen mich geschmiedet hat. Das ist abscheulich und tut der Menschlichkeit und Gesittung Schande an ... Aber diese Betrachtungen sind überflüssig. Wir müssen das sein, wozu die Geburt, die darüber entscheidet, uns bei unserem Eintritt in die Welt gemacht hat. Ich bin König und habe gemeint, wie ein Monarch denken zu müssen. Mein Grundsatz ist stets gewesen, daß einem Fürsten sein guter Name mehr wert sein muß als das Leben. Man hat ein Komplott gegen mich angezettelt, und der Wiener Hof ließ es sich einfallen, mich mißhandeln zu wollen: Das zu erdulden, ging gegen meine Ehre. Wir haben Krieg begonnen, und eine Schurkenbande fällt über mich her: Das ist meine Geschichte" ...

So tönte es in den Wochen nach der Niederlage von Kolin. Es war die allererste Niederlage des Königs: er stand damit einem neuen Gefühl gegenüber. Man sieht aus den Briefen, wie er mit diesem bisher unerlebten Gefühl ringt, um ihm nicht zu erliegen. Er ist zum Sterben bereit, er trägt insgeheim Gift mit sich; ein langer leidenschaftlicher Brief vom 17. September 1757 ist voll von Gedanken an einen freiwilligen Tod, voll von Selbstbestärkung in dieser für einen so lebensbejahenden König offenbar neuen Idee. Aber zwischen diesen französisch geschriebenen Briefen zuckt dann plötzlich ein echt friederizianischer Militärbefehl auf, wie das folgende deutsche Handschreiben an den Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau im Lager bei Cotta (4. August 1757): „Ich kann mich unmöglich mit alle Ihre Schreiberei abgeben; ich bin nicht hier, zu schreiben. Sie müssen Pirna und Dresden

soutenieren. Kommt Ihnen was zu nahe, so gehen Sie die Leute auf den Hals und prügeln Sie ihnen das Leder voll, und haben Sie Geduld, daß ich hier fertig werde."

Da haben wir wieder den Preußenkönig! So kennen wir ihn von außenher, wie er in seiner kurzen, raschen Energie auf die Zeitgenossen gewirkt hat.

Und wenn wir nun vollends lesen, daß der König jenen langen, mit Selbstmordgedanken überschatteten Brief an die Bayreuther Schwester — in Verse gebracht hat, so sind wir für die Lebensvollkraft dieses zähen Geistes nicht mehr bange. Sofort nach Roßbach schnellt denn auch seine Stimmung wieder in die Höhe und bricht in einigen Zuschriften an seinen Freund, den immer leicht erkälteten, ewig vor Zugluft ängstlichen Marquis d'Argens köstlich durch. Im Brief vom 15. November 1757 zittert zwar anfangs noch das Überstandene nach. „Dieses Jahr, mein lieber Marquis, ist schrecklich für mich gewesen. Ich wage und unternehme das Unmögliche, um den Staat zu retten", so beginnt der Brief. Aber er enthält die Worte: „Ich habe unendlich viele Verse gemacht. Wenn ich lebe, werde ich sie Ihnen im Winterquartier zeigen; wenn ich umkomme, vermache ich sie Ihnen, ich habe befohlen, sie Ihnen dann zuzustellen". Und weiterhin: „Ich wähne Sie im Bett, verfaulen Sie nicht darin und denken sie daran, daß Sie mir versprochen haben, mich im Winterquartier zu besuchen. Leben Sie wohl, mein liebenswürdiger Faulenzer!" Und im Briefe vom 13. Dezember 1757, nach dem Sieg von Leuthen, strahlt dann wieder Friedrichs ganze göttliche Laune, die Sanssouci-Stimmung: „Mein göttlicher Marquis, der Sie während 8 Monaten das Bett gehütet haben und jetzt ausgeruht sein müssen, werden Sie sich entschließen können, bei mir den Winter in Schlesien zuzubringen, wenn dort alles ruhig sein wird? Die Freundschaft oder die Faulheit — welche von beiden wird den Sieg davontragen?" Der königliche Briefschreiber fährt in dieser Tonart fort; es sprüht ordentlich zwischen den Zeilen heraus die geniale Überlegenheit des Mannes der Tat über den nur schöngeisternden Literaten. „Nun wohlan, mein lieber Marquis, guten Mut! Wir werden alle Zugwinde verbannen, ich werde Wollstoffe, Pelze und Kapuze bereit halten, um sie gut einzupacken. Leben Sie wohl, mein lieber Marquis! Ich erwarte Ihre Antwort wie ein Angeklagter seine Verurteilung oder seine Freisprechung".

Dies ist Friedrich der Große. Und nun wir in seine Seele einen wenn auch nur flüchtigen Blick getan, werden wir auch zu seinem Dichten ein andres Verhältnis gewinnen.

Friedrichs Oden, Satiren und poetische Episteln sind — dem seelischen Ursprung nach — aus demselben Drang entstanden, wie seine zahlreichen Briefe, wie seine philosophischen Selbstermunterungen und Gespräche. Es ist Entlastungsbedürfnis, da er — wie einmal Goethe von Lessing sagt — „gegen sein mächtig arbeitendes Innere ein gewaltiges Gegengewicht" anwenden mußte. In den heftigsten Zeiten des siebenjährigen Krieges hat der königliche Einsiedler am meisten gedichtet. Er schafft also aus innerer Notwendigkeit; er hat Leidenschaft, Impuls und im Ausdruck oft wirksame Gedrungenheit oder elegante Anmut; er hat Gedanken, Einfälle und Bilder, wenn die letzteren auch meist rhetorischer und überlieferter Natur sind. Er fühlt sich besessen vom „Dämon der Poesie", wie er einmal scherzend an Voltaire schreibt (Mai 1738); und in mancher Wendung seiner Briefe macht er sich selbst über seine Reimwut lustig: „Alle Welt", schreibt er an Voltaire (15. April 1740), „ist hier so aufgeregt, so stürmisch, so hastig, daß es fast nicht möglich ist, diesem epidemischen Übel zu entgehen; das einzige, was ich manchmal tun kann, besteht im Reimen von Dummheiten." Aber dem tiefer Schauenden entgeht es nicht, daß dies Reimen von Dummheiten eine Schutzwehr ist: ein Versuch nämlich, das unrhythmische Chaos des erregten Innern in Rhythmus und Wohlbewegung zu verwandeln.

Und so liegt über dieser Poesie zwar energische Bewegung, aber auch auf die Dauer eine große Einförmigkeit. Es sind ununterbrochene Ansprachen an sich oder an andere oder an abstrakte Tugenden und Laster. Eine so mit dem Psychologischen zusammenhängende Erscheinung wie Friedrichs Dichten bloß „Rhetorik" zu nennen, würde die Sache ästhetisch nicht erschöpfen. Rhetorisch waren auch Gottsched oder Ramler; hier aber ist denn doch dahinter der feurige Pulsschlag des Genies. Das alles, wenn auch im schematischen Stil des französischen Spätklassizismus, ist doch rascher, voller, drängender als irgend eine Poesie vor oder neben Klopstock. Dazu kommt nun freilich, daß diese Dichtungen samt und sonders — wie des Königs Worte und Briefe überhaupt — in französischer Sprache geschrieben sind. Voltaire zumal war sein Vorbild; auch Jean Baptist Rousseau

oder Gresset und andere horazische Nachklassiker. Diese Muster ließen ihn Wert legen auf ein möglichst klassisches, und das heißt in dießem Falle: schematisches Französisch. Rührend ist es, wenn wir den Kronprinzen an Voltaire schreiben hören (14. November 1737): „Wenn es Ihre Freundschaft nicht mißbrauchen und Sie jener Augenblicke berauben ließe, die Sie so nutzbringend für das Wohl der Öffentlichkeit verwerten, dürfte ich Sie dann um die Mitteilung einiger Regeln bitten zur Unterscheidung der Worte, welche der Poesie zukommen, von denen, die der Prosa angehören? Boileau Despréaux berührt in seiner „Dichtkunst" diesen Gegenstand nirgends, und ich wüßte nicht, daß ein andrer Schriftsteller ihn behandelt hätte." So bemüht sich der preußische Fürst um die Regeln und Subtilitäten der französisch-klassizistischen Verssprache!

Und so hat sich der König nicht nur durch seine und seines Zeitalters sonstige Eigenart, sondern auch durch die Sprache die lebendige Beziehung zu Natur und Wurzelboden abgeschnitten. Da die von ihm benutzte Sprache ein nicht Angeborenes, ein Fremdes ist, so erfordert sie ununterbrochene Arbeit; er feilt, säubert, korrigiert seine Verse und läßt sie korrigieren, unermüdlich. Und dieses Feilen und Bearbeiten ist dem rastlos Tätigen ein ebensolches Mittel der Beruhigung des Nerven- und Seelenlebens wie das Dichten selber. So verschmilzt der Dichter mit dem Formalisten und ist auf seiner Kulturinsel in Sanssouci, dessen Bibliothek nur französische Bücher birgt, eine einsam-eigenwillige Persönlichkeit.

Demnach könnten Friedrichs Worte und Briefe höchstens durch kongeniales Neudichten für die Nation lebendig werden, wozu aber eine Schillersche Natur gehören würde. Und auch dann wären diese langen Tiraden schwerlich ohne Zusammenhang mit des Königs gesamtem Seelenbild wirksam. Die meisten Übersetzungen aber bringen — schon durch den anderen Tonfall und das gelassenere Schrittmaß der deutschen Sprache gehemmt — nicht die elektrische Stimmung heraus, die aus des Königs Stil sprüht.

Ich habe in meinen anderweitigen Veröffentlichungen über Friedrich den Großen einige wenige Proben zu übersetzen versucht. Hier nur etliche kurze Beispiele zur Kennzeichnung des Tones.

„Dir nicht, o Kriegszorn, o Tyrann,
Der nur zerstört und nur zerbricht

Und grausam-blind nur töten kann —
Dir bau' ich diesen Altar nicht!
Der andren Kraft, die auferbaut,
Aus gütig-festen Augen schaut
Und wiederum — o Kraft voll Huld! —
Das Unheil bringt ins Gleichgewicht:
Dir singt die Muse dies Gedicht
Nach langem Schweigen — Dir, Geduld!

„Wie eine hart umdrohte Stadt,
Umlagert rund und überall,
Dennoch die zähe Hoffnung hat,
Daß unbezwingbar Wand und Wall:
So weiß der Mann, gefahrumringt,
Daß nur das eigne Innre bringt
Die Ruhe und den starken Halt.
Das Unglück sichtet scharf und recht
Den Helden — und wer nur als Knecht
Des Helden Panzer umgeschnallt" usw.

Beachtenswert ist in diesem Beispiel die echt stoische Wendung, daß nur das eigne Innere Ruhe und Halt bringt: «l'homme dans un danger extrême ne doit chercher que dans soi-même sa tranquillité, son repos!» Wir finden denselben Ton bald hernach bei Kant und bei Schiller. Hier, in diesen seelischen Spannungszuständen, nicht in der freilich ganz verschiedenen äußeren Form, sind die Verbindungslinien von Friedrich dem Großen mit den andren Edelkräften der Zeit.

Von großer Zartheit ist des Königs Gedicht an seine verehrte Mutter („Épitre à la reine", 27. März 1738), das ich folgendermaßen zu übertragen versucht habe:

„O Kön'gin, herzlich mir verehrt,
O tapfre Frau, o Mutter wert!
Dein Herz, drin alle Güte wohnt
Das voller Nachsicht Schwache schont,
Dein hoher Sinn, der unentwegt
Wohltat zu den Bedürft'gen trägt,
Dein Geist, so fest und doch so gut,
Und jener schöne Edelmut,

Der Dich verzeihen läßt die Kränkung,
Dein Rechtsgefühl, das lächelnd ruht
In maßvoll edler Machtbeschränkung —
Sind eine Mahnung immerzu:
Sie lehren uns die Menschheit achten,
Sie lehren uns, Dir nachzutrachten
Im Tugendgottesglanz wie Du.
Sie sind es, die mich aus dem Schweigen,
Zu dem ich selber mich verdammt,
Herausgelockt, mich Dir zu neigen,
Die mich zu solchem Lied entflammt.

Der Himmel wolle seine Gnade
Leuchtend in Deine Tage streun,
Und Dich am Rande Deiner Pfade
Mit süßem Blumenglanz erfreun!
So kostbar schön sind Deine Tage,
So zart gesponnen Dein Gespinnst,
Daß ich die Parze bittend frage,
Eh' Du aus ihren Händen rinnst:
„O strenge Atropos, zerschneide
Mir meinen Faden, mir entzwei!
Und lege, was ich willig meide,
Den Jahren meiner Mutter bei!"

Unter den 30 Bänden der Werke Friedrichs des Großen, (Ausgabe von J. D. E. Preuß), sind 6 Bände mit Dichtungen gefüllt; weitere 12 Bände mit Briefen, darunter drei allein mit Briefen an Voltaire; und die sechs ersten Bände umfassen des Königs historische Schriften: die Geschichte des Hauses Brandenburg und die „Geschichte meiner Zeit": Bücher, deren elastischer Stil durchdrungen ist von des Königs Gradheit und Unbefangenheit. Dazu kommen noch Satiren, Gespräche, Instruktionen, Abhandlungen politisch-philosophischer, moralischer oder pädagogischer Art. Die meisten dieser 30 Bände großen Formats hat der König eigenhändig mit seiner raschen, kleinen Schrift geschrieben; ein kleiner Teil ist von Kabinettssekretären nach des Königs Diktat ausgeführt worden.

Welche Arbeitskraft! Neben all dem Verwaltungsapparat, der in des Königs Händen zusammenlief, neben all den mili-

tärischen Angelegenheiten, die er bekanntlich sehr genau nahm, neben all den Diners und musikalischen Abenden in Sanssouci!

Dies alles, wenn auch nicht in allen Einzelheiten gekannt, strömte doch in seiner Gesamtheit ins Empfinden der Zeitgenossen durch. Und so, hauptsächlich durch den siebenjährigen Krieg, der gleichsam als Anschauungsunterricht diente, empfand und erlebte man in Deutschland wiederum den Lebensodem des Genies. So kam, durch dieses Genie, „wahrer und höherer eigentlicher Lebensgehalt" in Phantasie und Empfindung der Zuschauer.

Nun erst erwähnen wir des Königs vielgenannte Schrift „Über die deutsche Literatur, die ihr vorzuwerfenden Mängel und die Mittel, sie zu verbessern" (Herbst 1780).

Der König ist gewöhnt, auf Rundreisen und vom Kabinett aus, Mängel abzustellen, kraft königlicher Ordre. Er untersucht daher, von seinem Voltaireschen Nachklassizismus aus, auch die Mängel der damaligen deutschen Literatur. Dabei zeigt er sich so mangelhaft unterrichtet, daß ihm Lessings und Klopstocks Wirken, Herders Anregungen, Wieland, Winckelmann — also geradezu entscheidende Einwirkungen unbekannt sind. Von den „abscheulichen Stücken Shakespeares" fühlt sich der Freund des formedlen Racine abgestoßen; ebenso abgestoßen vom „Götz von Berlichingen" (durch eine wandernde Schauspielergruppe 1774 in Berlin aufgeführt), von dem er sagt: „Aber nun erscheint auch noch ein Götz von Berlichingen auf der Bühne, eine abscheuliche Nachahmung (imitation détestable) jener schlechten englischen Stücke; und das Parterre applaudiert und verlangt mit Enthusiasmus die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten". Man sieht, hier ist eine Verständigung nicht mehr möglich. Der alte König hat sich in der Welt, die er sich mit so ausgeprägter Schärfe abgegrenzt hat, verhärtet und wird mit ihr untergehen.

Und um es offen zu sagen: wenn man des Königs Lebenswerk und Lebenston insgesamt berücksichtigt, so möchte man es gar nicht anders wünschen, weil es gar nicht anders sein kann. Sanssouci ist, von den Linien seiner Architektur und den Formen seiner Tischgespräche bis zu des Königs geistigem Lebenswerk und schriftstellerischem Charakter, ein durchaus einheitlicher Bau: ein Kunstwerk. Bald wird Weimar ein ähnliches Kunstwerk werden. Aber ein Kunstwerk in völlig anderen Formen und aus

völlig anderen Voraussetzungen heraus: Der weimarische Park ist anders, die Lebensgepflogenheiten sind andere, Goethes Gartenhäuschen und lyrische Gedichte und wesentlich von weiblichen Elementen durchsetzte und mitbestimmte Geselligkeiten — es ist ein anderes Gebilde, das da aus deutschem Wesen heraus selbständig in Deutschland entsteht. (Ich verweise hier auf das Kapitel „Sanssouci und Weimar" in meinem „Thüringer Tagebuch"). Goethe war denn auch, als es von allen Seiten Gegenäußerungen regnete — besonders wichtig ist die Schrift von Justus Möser — nach außenhin der Gelassenste. Als ihm Mösers Tochter ihres Vaters Gegenschrift gesandt hatte, äußerte er in seinem Antwortbrief (21. Juni 1781): „Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Überlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unseren Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd, schreibend und lebend immer näher zu kommen. Wenn der König meines Stückes in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit eisernem Zepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Überdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, miteinander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht!" Und an Freund Merck schrieb der Dichter einige Monate später (14. Nov. 81): „Es hätte sich kein Mensch über die Schrift des alten Königs gewundert, wenn man ihn kennte, wie er ist"; nämlich: „wie er in seinem verschabten blauen Rock und mit seiner bucklichten Gestalt große Taten getan hat, so hat er auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrektifizierlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen".

Ja, so bildete Sanssouci eine Felseninsel für sich. Und liest man die vielfach veraltete Schrift unbefangen, so entdeckt man auch in ihr des Königs geschichtsphilosophischen Sinn,

seinen unbedingt guten und wahrhaftigen Willen, seine nervige Energie und die schöne Sorge für Deutschlands literarisches, wissenschaftliches, pädagogisches Wachstum. Denn die Schrift strebt dies alles an: höhere Bildung, besseren Geschmack auf allen Gebieten.

„Dies sind die Hindernisse", schließt der König mit jenen bekannten seherischen Worten, „welche uns abhielten, so schnell wie unsere Nachbarn vorwärts zu schreiten. Indes wer zuletzt kommt, übertrifft zuweilen seine Vorgänger; das könnte bei uns schneller geschehen als man meint . . . Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie gern lesen, um von ihnen zu lernen; unsere Nachbarn werden deutsch lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen, und es kann sich ereignen, daß unsere verfeinerte und vervollkommnete Sprache zugunsten unserer guten Schriftsteller sich von einem Ende Europas bis zum andern verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen; aber sie nahen sich; ich künde sie Ihnen an, sie werden erscheinen; ich werde sie nicht schauen, mein Alter benimmt mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses: ich sehe von ferne das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten."

Wir wissen, wie schön sich des Königs Weissagung erfüllt hat.





Rousseau, Klopstock und die Gefühlsbewegung

So saß der königliche Einsiedler in seinem frauenlosen Sanssouci: eine verkörperte Arbeitsenergie, eine wunderlich-große, nur von Idee und Pflicht bestimmte Lebenseinheit.

Es fehlte nicht an Versuchen, diesen genialen König auf die deutschen Literatursorgen aufmerksam zu machen. Aber die Literatur, außer Klopstock und Lessing, wies keine bedeutenden Züge auf. Um die Zeit der drei schlesischen Kriege wirkte neben einem Klopstock und Lessing die sogenannte preußische Dichterschule, darunter der Halberstädter Gleim, Dichter der Grenadierlieder, der Odendichter Ramler, Major Ewald von Kleist, die Anakreontiker Uz und Götz, und verschollene Namen wie Pyra und Lange, der Übersetzer des Horaz. Von ihren Werken drang Langes mittelmäßige Horaz-Übersetzung zum König durch und erzielte ein freundlich Antwortschreiben (1752), worin es bezeichnenderweise hieß: „also zweifele Ich nicht, es werde eure wohl geratene Arbeit der Schuljugend bei Lesung dieses lebhaften Autors in der Tat nützlich sein und dadurch der Zweck eurer angewandten Bemühung völlig erreichet werden." Dieses erzieherische Motiv ist auch in des Königs Schrift über deutsche Literatur bedenklich der leitende Gesichtspunkt.

Im übrigen verharrte Friedrichs gallischer Klassizismus in der Abneigung gegen deutsche Bücher. Thiébault, der Akademiker, erzählt in seinen Memoiren, daß Friedrich deutsch geschriebene Bücher, die ihm zugesandt wurden, an die Berliner Bibliothek weiterzuschenken pflegte; seine Sammlung umfaßte nur französische Werke und ins Französische übersetzte griechische oder lateinische Autoren. Wohl wurde Gleim ganz spät (1785) einmal in Audienz empfangen und erhielt sogar nach des Königs Tod als Reliquie

dessen Hütchen; auch der fleißige Gottsched und der tüchtige Gellert wurden wohl so nebenbei dem Herrscher vorgestellt. Aber das ergab keine weiteren Beziehungen. Und als man um 1750 — durch Professor Sulzer und Hofprediger Sack — den Versuch machte, ins Französische übersetzte Proben aus Klopstocks „Messias" durch Maupertuis an den König gelangen zu lassen, lehnte dieser Franzose, damals Präsident der Berliner Akademie, die Vermittlung ab; von Voltaire werden sogar in dieser Hinsicht Spottworte berichtet. Vollends als zwischen dem Schweizer Bodmer und Klopstock eine Entfremdung eingetreten war, zogen sich auch Bodmers Freunde, der Ästhetiker Sulzer in Berlin und sein Anhang, von Klopstock zurück, der dem ehrenvollen Rufe eines andren Königs folgte: Friedrichs von Dänemark — und zwar um dieselbe Zeit, als Voltaire in Sanssouci Einzug hielt. Auch die Bemühungen, einen Winckelmann und Lessing in des Königs Nähe zu bringen, mißlangen: ein unbedeutender Franzose wurde ihnen vorgezogen.

So ging die deutsche Muse, schutzlos und ungeehrt, an des großen Friedrichs Thron vorüber. Klopstock war anfangs ein begeisterter Verehrer des Königs; aber von dem französisch gestimmten Literaten Friedrich wandte er sich schmerzlich ab. Noch 1782, in der Ode „Die Rache", grollte der Dichter: „Lang erwarteten wir, du würdest Deutschlands Muse schützen . . . Gleimen sandte sie dir und sandte Ramlern. Und du? . . .

„Du erniedertest dich, Ausländertöne
Nachzustammeln, dafür den Hohn zu hören:
Selbst nach Arouets Säuberung
Bleibe dein Lied noch tüdesk!"

Also selbst nach Arouet-Voltaires Verbesserungen — so spottete man — bleibe Friedrichs Dichten dennoch in seiner Wesensart deutsch und ungelenk. Und so klaffte denn ein Zwischenraum zwischen dem Frühlingsdrang deutscher Geister und der Arbeitsklause von Sanssouci. Aus letzterer spannen sich Fäden zu Voltaire, d'Alembert und dem Phantasieland der klassischen Griechen, Römer und Franzosen. Nur in solcher Einsamkeit, sogar durch die Sprache getrennt, schien Friedrich sein Werk vollenden zu können.

Aber Frau Königin aus Märchenland, die uns Erdenmenschen die Poesie zu bringen pflegt, ist nun einmal ein weib-

lich Wesen. Und Frauen gab es nicht in Sanssouci. Es ist ein gedankenvoll Symbol, daß der Held des Siebenjährigen Krieges drei Frauen, von freilich ungleichem Wert, bekämpfte und von seiner Gemahlin abseits lebte.

Nun fasse man einmal, dieser Sachlage und Persönlichkeit gegenüber, folgendes ins Auge.

An einem heißen Sommertag liegt Jean Jaques Rousseau unter einem Baum an der Landstraße von Paris nach Vincennes. Er will den ihm befreundeten Freigeist Diderot im dortigen Gefängnis besuchen. Unterwegs fällt ihm eine Zeitung in die Hände mit einem Preisausschreiben der Akademie von Dijon: ob der Fortschritt der Wissenschaften zugleich eine Veredlung der Sitten bedeute. Überwältigend brennt ihm diese Frage auf die Seele; es packt und überkommt ihn wie eine Erleuchtung. „Mein Geist," erzählt er in seinen Bekenntnissen, „fühlte sich von der Fülle der Erleuchtungen geblendet. Eine Unzahl lebensvoller Gedanken dringt auf mich ein, so gewaltig, so ineinander verschlungen, daß eine unsägliche Unruhe mich überfällt; der Kopf wirbelt mir wie einem Trunkenen. Mein Herz klopft, der Atem stockt; so sinke ich unter einem Baum an der Straße nieder und verbringe da die nächsten Minuten in solcher Erregung, daß ich, wieder zu mir kommend, die Spuren von Tränen fand, die ich vergossen hatte, ohne es zu fühlen. O wenn ich jemals auch nur einen Teil von dem hätte niederschreiben können, was ich unter jenem Baum gesehen und empfunden habe! Wie deutlich würde ich alle Widersprüche des gesellschaftlichen Zustandes enthüllt haben! wie einfach würde ich bewiesen haben, daß der Mensch gut ist von Natur und daß ausschließlich durch jene Institutionen die Menschen schlecht werden!"

Hier sehen wir also eine Gemütsmacht in Aufruhr. Rousseaus Herz empört sich gefühlsmäßig wider die Entstellungen der Zivilisation. Er legt denn auch seine Empfindungen in einer Abhandlung nieder und reicht sie ein; die Akademie von Dijon erkennt ihr den Preis zu. Es war das Jahr 1750: dasselbe Jahr, das seinen Gegenfüßler Voltaire nach Sanssouci und Klopstock zunächst nach der Schweiz, dann nach dem fernen Norden ziehen sah.

Fügen wir dem Gesagten einen weiteren Zug hinzu! In dem kleinen Landhaus Ermitage lebt Rousseau einige Jahre später (1756) in gährender Herzensunruhe. Er ist an eine gutherzig-

unbedeutende Frau und unliebenswürdige Schwiegermutter gebunden, von Pariser Literaturverhältnissen angewidert, voll unerfüllter Sehnsucht nach Liebe, nach Verständnis. Es ist in ihm ein tolles Gemisch von leicht entzündbarer Sinnlichkeit und metaphysischer Gedankenschwärmerei. Der Plan zur „neuen Heloïse" geht ihm durch Herz und Kopf; und teilweise wird das Werk in Form leidenschaftlicher Briefe niedergeschrieben. Da siedelt sich die ihm bereits flüchtig bekannte Gräfin d'Houdetot in seiner Nähe an. Sie ist lebhaft und heiter-natürlich; zwar durch Zwang verheiratet, aber in bekannter Freundschaft dem Philosophen St. Lambert zugetan. Durch sie und an ihr glüht nun der angesammelte Zündstoff in Rousseau empor. Er beschwört sie um Liebe, die sie ihm nicht gewähren kann, da ihr Herz versagt ist; es gibt Tränen und Küsse der Freundschaft; der Spannungszustand ruft in Rousseau geradezu Nervenüberreizung hervor (vergl. Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, Jena 1875). Zitternd und von krampfhaftem Zucken geschüttelt pflegt er dem Hause der Geliebten zu nahen. Oft denkt er auf dem ganzen Wege nur an den Kuß, den ihm Frau von Houdetot zur Bewillkommnung zu gewähren pflegte. Er sagt selbst: „Dieser Kuß, dieser verhängnisvolle Kuß entzündete, noch bevor ich ihn empfing, mein Blut so sehr, daß mein Kopf sich verwirrte, ein Schwindel mich blendete, meine zitternden Kniee mich kaum tragen konnten; ich mußte anhalten, mich niedersetzen; mein ganzes Wesen war in unbegreiflicher Aufregung: mir schwanden die Sinne."

Welch eine unfriederizianische Glut nach dem Weiblichen! Welche berauschende Gefühlsleidenschaft! Dieses „délire", diese „ivresse", diese verwirrenden magnetischen Ströme zwischen Menschen verschiedenen Geschlechts formten sich bei uns in Goethes „Werther" oder in Millers vielgelesenem „Siegwart". Sie waren durch Richardsons Romane vorbereitet worden; sie mischten sich in Klopstocks Dichtungen mit dem pietistisch-religiösen Strom, der für das deutsche Gefühlsleben von Wichtigkeit wurde. Und so, durch das Herz also, entzündet durch Weib und Natur, nicht auf dem methodisch geordneten Straßensystem der Kunstregeln, nicht vom herben Sanssouci aus, zog die eigentliche Poesie in unsre deutsche Literatur ein.

„Was könnten wir von der Liebe in Büchern lernen?" fragt Juliens Geliebter in Rousseaus „neuer Heloïse". „Unser Herz sagt uns mehr von ihr als jene, und nachgeahmte Bücher-

sprache ist dem, der Leidenschaft aus sich selbst herausfühlt, gar frostig. Zudem entmarken dergleichen Lesereien die Seele, verweichlichen sie und rauben ihr die Schnellkraft. Wahre Liebe dagegen ist ein verzehrend Feuer, das allen Gefühlen seine Glut mitteilt und sie mit neuer, rüstiger Kraft belebt. Darum sagt man, die Liebe mache Helden" (12. Brief).

Liebe und Leidenschaft machen den Dichter. Weder Opitz noch Gottsched besaßen diese elektrische Flamme. Diese Verstandesnaturen waren wichtig für die Sprachpflege; sie ordneten vorhandenes Gut; sie steuerten der Verwüstung. Aber sie waren nicht fähig, mit dem eigentlichen Schöpfergeheimnis ansteckend und magisch Wunder zu wirken von Herz zu Herz.

Hier tritt nun ein Friedrich Gottlieb Klopstock in die Literatur ein.

„Ich sang den Menschen menschlich den Ewigen,
Den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt
Mein großer Lohn mir: eine goldne
Heilige Schale von Christentränen."

So tönt es in Klopstocks Ode „Der Abschied". Es ist das Programm seiner Hauptdichtung, des „Messias". Dies ist die eine, die wesentlichste Seite seines Schaffens: in Klopstock strömte die nach dem dreißigjährigen Kriege in Bachs Chorälen und in der pietischen Bewegung wieder aufwachende religiöse Gemütskraft in die breite weltliche Literatur ein. Sie wird in den Dichtern seiner Umgebung, in Claudius, den Brüdern Stolberg, Hölty, in Hamann und Herder, in Lavater und Jung-Stilling, in Novalis, Schleiermacher, Jean Paul und der Romantik weiterschwingen. Klopstock ist ihr erster bedeutender Ton. Insgeheim zittert dieser religiöse Ton durch das Gefühlsleben jenes ganzen Jahrhunderts, als Ergänzung zur Aufklärung.

Nicht neu (da schon von den anakreontischen Dichtern gepflegt), aber mit Schwung und Unmittelbarkeit erfüllt, ist Klopstocks Sinn für Freundschaft und freundschaftliche Liebe. Letztere ist ohne Rousseaus sinnlichen Beigeschmack. Vielmehr nimmt auch sie einen Zug ins Ätherische, ins Übersinnliche an; was freilich auch hier Zärtlichkeiten und Tränen und Küsse in jener merkwürdig auf das Gefühl eingestellten Zeit nicht hindert. Jubelt doch einmal der junge Messiasdichter empor:

„Ein beseelender Kuß ist mehr als hundert Gesänge
Mit ihrer ganzen langen Unsterblichkeit wert."

Das Besingen der Freunde war in Gleims nnd Jacobis Kreisen eine beliebte „Wechselnichtigkeit" (Goethe). Klopstock hat mit diesen Reimereien nichts gemein; er bricht mit dem abgeleierten Reim, er gibt mit Hilfe antiker Metrik der Sprache Flügel. Schwungvoll dröhnt sein Rhythmus in diese lahmen Spielereien:

„Wie Hebe kühn und jugendlich ungestüm,
Wie mit dem goldnen Köcher Latonens Sohn,
Unsterblich sing' ich meine Freunde,
Feiernd in mächtigen Dithyramben."

Das Versmaß der Griechen und des Horaz (wobei Langes Horazübersetzung, von Lessing vernichtend besprochen, immerhin anregte) wurden hier mit dem Feuer echten Empfindens und sprachlicher Kraft gehandhabt. Verehrer Klopstocks wie Franz Muncker in seiner vortrefflichen Biographie oder Richard Hamel in seiner Odenausgabe (Kürschners Nationalliteratur) betonen mit Recht diese sprachliche Tat Klopstocks, derart, daß sie zwischen Luther und Goethe als wichtigsten Neugestalter Klopstock eingeschoben wissen wollen. Dieser echte Dichter wurde im Rhythmus der damaligen Zeit etwa so empfunden wie bei uns Richard Wagner, mit dem er sowohl das Dithyrambische als auch den Zug nach Norden gemein hat.

Halte man einmal die folgenden Proben nebeneinander! Da schreibt Gleim an Freund Jacobi:

„In meinem kleinen Sanssouci,
O liebster Freund, besuche mich!
In seinem großen Sanssouci
Ist unser Cäsar Friederich
Mit seiner reichen Politik,
Mit seiner lieblichen Musik,
Mit seiner gründlichen Kritik
Und Taktik und Metaphysik,
So glücklich lange nicht, als ich
Mit meiner armen Poesie
In meinem kleinen Sanssouci usw."

Daneben höre man Klopstocks pindarischen Gesang an die Freunde:

„Ihr Freunde fehlt noch, die ihr mich künftig liebt!
Wo seid ihr? Eile, säume nicht, schöne Zeit!
Kommt, auserkor'ne, helle Stunden,
Da ich sie seh' und sanft umarme!

Und du, o Freundin, die du mich lieben wirst,
Wo bist du? Dich sucht, Beste, mein einsames,
Mein fühlend Herz in dunkler Zukunft —
Durch Labyrinthe der Nacht hin sucht's dich!"

Da befinden wir uns denn doch in einer anderen Sphäre! „Durch Labyrinthe der Nacht hin sucht's dich!" Sprache, Rhythmus und Gedanken werden bedeutend, werden wuchtig. Den Gedanken adelt Klopstock auch in der Freundschaft durch Überschattung mit Vorstellungen des Todes und der Ewigkeit. Hier wirken wohl Youngs „Nachtgedanken" mit ihrer sinnenden Schwermut aus England herüber. „Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine" — nämlich der Gedanke an das Hinsterben der Freunde und an die Vereinsamung des Dichters. „Wenn einst ich tot bin, wenn mein Gebein zu Staub ist eingesunken" — so beginnt die bekannte Ode „an Fanny". Fortwährend, und oft auf Kosten des Kunstwerks, trachtet der Gedanke weitschwingend aus Liebe und Freundschaft hinaus in die Unendlichkeit.

Aber diesem starken, zu starken Ewigkeitsschwärmen versuchen Liebe zur Natur und zum Vaterlande ein irdisches Gegengewicht zu geben. Prachtvoll blüht das Naturempfinden in Klopstock auf. Man lese den „Züricher See", die „Frühlingsfeier", die „Sommernacht", die „frühen Gräber", den „Eislauf" und manche andre winterfrohe, nordisch gestimmte Ode! Über diese Naturliebe und überhaupt des Dichters heitere und natürliche Art hat uns sein Kopenhagener Freund Helferich Peter Sturz, in einem Briefe an Boie, schöne Aufzeichnungen hinterlassen. „Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließt über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichtum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden nnd verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist er darum nicht . . . Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück; nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr . . . Dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Famikien seiner Freunde aufs

Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Örter, finstre, schauerliche Gebüsche, einsame, unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns darein . . . Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wenn er so mit einer Reihe Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur." Im jüngeren Klopstock ist in dieser Hinsicht etwas, das an Jung-Goethe gemahnt.

Auch die dichterische Belebung des vaterländischen Gedankens ging weit über die preußische Dichterschule hinaus. Hier griff Klopstock mit Bewußtsein auf Zeiten zurück, wo Deutschland einheitlich von allen geliebte Helden besaß: wie König Heinrich den Vogelsteller oder Hermann den Befreier. Oden wie „Hermann und Thusnelda", der „Rheinwein", die Bardengesänge, die Oden auf die französische Revolution wären hier zu nennen; auch jener edelstolze Sang „die beiden Musen", der den Wettlauf zwischen britischer und deutscher Dichtung schildert. Hier wären seine sprachlich-altertümelnden Bestrebungen in der „Gelehrtenrepublik" (1774) zu erwähnen, wobei ihm etwas wie eine deutsche Akademie vorschwebte. Und vor allem seine wichtigen, wenn auch künstlerisch mißglückten, dramatischen Versuche: Festspiele, die er „Bardiete für die Schaubühne" genannt hat.

Wir dürfen diesen nationalreligiösen Bestrebungen, wenn wir sie in ihrem ganzen überschauen, nicht unsre Achtung versagen. Hier war der Dichterberuf würdig und bedeutend aufgefaßt. Und nicht nur dies: hier versuchte einer, was erst den weimarischen Poeten gelang, sein Dichtertum einzugliedern in eine große, national und religiös gegründete Kulturauffassung. Achte man auf diesen Punkt! Von Klopstock bis Richard Wagner, über Herder und die nationale Romantik, führt ein ununterbrochener Weg national gestimmter Poesie und Kulturbestrebung. Es ist bedeutsam, daß auch Gluck, der Reformator der Oper und in mancher Beziehung Vorarbeiter Wagners, ein begeisterter Verehrer Klopstocks war.

Dort wo sich heute das Harzer Bergtheater bei Thale amphitheatralisch in die Felsen einbettet, unweit von Klopstocks Geburtsstadt Quedlinburg, plante schon der erste Dichter der

„Hermannsschlacht" etwas wie germanische Festspiele. Seine Phantasie nahm an, daß Hermann der Cherusker auf dem Schloßberg in Quedlinburg geboren sei; hier ist auch das Stammland Heinrichs des Finklers; die Roßtrappe wurde bereits von Klopstock für einen Wodansaltar gehalten. Es schwebte dem Dichter vor: dort am Fuße der Roßtrappe oder auf dem Regenstein könnte man seine Hermannsschlacht im Freien darstellen; von den Felsen herab würden seine Bardenchöre gesungen werden; und Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig würde seine Soldaten dazu kommandieren und das preußische Militär in Quedlinburg einladen. (Im Harzer Bergtheater ist inzwischen, 1907, Klopstocks Dichtung aufgeführt worden.) Welch ein schöner Drang nach nationaler Kultur! Und — wie eigen stimmt uns von hier aus ein Blick nach dem gleichzeitigen Sanssouci! Da Preußen nicht in Betracht kam, so widmete Klopstock sein Werk dem Kaiser in Wien: „Ich übergebe unserm erhabenen Kaiser dies vaterländische Gedicht, das sehr warm aus dem Herzen gekommen ist." Im Kaiser sah er den Vertreter der deutschredenden Nation. Aber die politischen Zustände Deutschlands entsprachen ungefähr Klopstocks künstlerischer Fähigkeit: beides war vorerst nur Entwurf und Ansatz, noch lange nicht bodenständige Reife und Erfüllung. Da mußte zuvor noch manche geistige und militärische Schlacht geschlagen werden, bis Deutschland wenigstens politisch wieder eine größere Kultureinheit darstellte. Es ist kein Zufall, daß der alte Jahn wenige Dichter so hoch geschätzt hat wie diesen seherischen, eine nationale Poesie mit freilich unvollkommenen Mitteln verfrüht anstrebenden Klopstock.

Werfen wir noch einen Blick auf das „Epos des Gefühls", auf den „Messias"! Überall bei Klopstock und so besonders auch hier ein weit schwingendes, in großer Peripherie den Gegenstand umkreisendes Empfinden; aber kein konzentriertes Gestalten. Es wäre reizvoll, die erhabene Jesusgestalt des Dichters mit modernen Schilderungsversuchen — besonders in einem bekannten Roman — zu vergleichen. Klopstocks Genius hat Erfindungskraft, Schwung, lyrische dichterische Schönheiten, zumal in den ersten zehn Gesängen. Aber viel zu viel, auch in den Oden, spielt das gestaltlose, zu allgemeinen Redensarten herausfordernde Übersinnliche in das Linienwerk der Erde herein. Es fehlt die scharf umrandende plastische Klarheit. Wir sehen hier jene Gefahr, die dem jugendlichen Schiller drohen konnte, von der er

sich aber mit bewußter Erziehung zur Gedrungenheit, unter Führung Kants und der Geschichte, befreit hat.

Klopstocks Jesus ist Gottmensch. Er ist der Mittler zwischen Diesseits und Geisterland, zwischen Menschentum und Gottheit. Er kommt aus den Himmeln und kehrt in die Himmel zurück. Die Erde ist eine wichtige, aber räumlich kleine Durchgangsstätte; für uns Menschen eine Stätte der Prüfung. Der Mittler ist gekommen, uns Verdunkelten das ewige Licht wieder zu vermitteln. Auch hier also, wie bei Klopstocks vaterländischen Ahnungen, eine würdige und großzügige, eine kosmische Auffassung. Aber sie ist im Vielzuviel der Worte nicht gepackt, nicht gestaltet. Vergleiche man — ich meine nur nach Form und Stil — den Messias mit dem andren in homerisierendem Tone geschriebenen reifsten epischen Gedicht jenes Zeitalters, das zwar einen ganz andren Stoff behandelt und Idyll ist, wenn auch auf bedeutendem Hintergrunde: mit „Hermann und Dorothea"! Welche plastische Ruhe! wie gehalten die Darstellung! wie beherrscht die Personen und Situationen! vor allem: wie menschlich diese Menschen und der Erde treu! Bei Klopstock ein kosmisches Kreisen, ein planetarisches Nebelgebilde; bei Goethe ein fester Kern.

Nun, der „Messias" ist ein Erzeugnis der Frühlingszeit jener Literaturepoche. Er hat, zumal mit seinen ersten Gesängen, gewaltig die Herzen ergriffen. Er ist sogleich in jenen Jahrzehnten in mehrere Sprachen übersetzt worden. Und nicht gering ist Klopstocks Verdienst, daß er auch die Katholiken der Literatur wieder gewonnen hat; sein Werk fand zensurfreien Eingang auch in Österreich und wurde auch dort geliebt.

Klopstock konnte ergreifend sprechen, da in alles seine seelenvolle Empfindung belebend einströmte; und so tat seine schwärmende, aber echte Religiosität frommen Herzen im Innersten wohl.

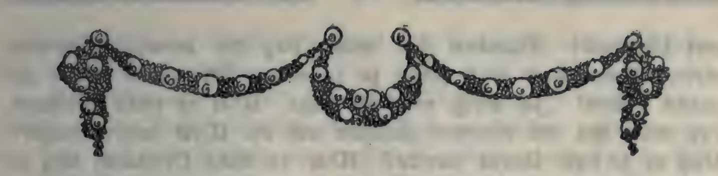
Vergegenwärtigen wir uns einen menschlich ergreifenden Zug, in dem sich Klopstocks Eigenart fein und tief zusammenfaßt! Als nach einem reinen Eheglück von wenigen Jahren Klopstocks Gattin Meta im Sterben lag, bat der schmerzbewegte Gatte: „Sei mein Schutzengel, wenn es unser Gott zuläßt"; und die Sterbende erwiderte: „Du bist der meinige gewesen". In diesen wenigen Worten liegt wunderschön zusammengefaßt, was sich diese beiden Menschen gewesen sind und in welchem Geiste Klopstock seine poetische Sendung aufgefaßt hat.

Im fünfzehnten Gesang des „Messias“ (V. 422 ff.) schildert der Dichter diese Sterbeszene. Die Gattin nennt er dort „Cidli“; der Gatte heißt „Gedor“.

Gedor lebte verborgen und glücklich mit der Gefährtin
Dieses Lebens nicht nur, auch jenes ewigen Lebens.
Wie sie sich liebten, wußten nur sie und wenige Freunde.
Weggewandt von dem Leben am Staube, besprachen sie oft sich
Von der künftigen Welt und von der näheren Trennung
Oder noch fernen, auf der Reise zur Heimat im Himmel.
Liebend wünschten sie sich, doch wagten sie das nicht zu hoffen,
Was so wenigen ward: miteinander hinüber zu wallen.
Herr, ihn hatt'st Du erseh'n, zu des dunklen Tales Eingang
Sie zu geleiten: sie lag, zu sterben . . .
Und er trat zu ihr hin mit mehr als Ruhe, mit Freude,
Legt' auf ihre Stirne die Hand und begann sie zu segnen . . .
Und sie sprach mit der Stimme der Zuversicht und der Freude:
„Ja, Er mach' es, wie Er es beschloß! Gut wird Er es machen!“
Gedor hielt ihr die Hand: „Wie ein Engel hast Du geduldet!
Gott ist mit Dir gewesen, mit Dir wird Gott sein! Gewesen
Ist mit Dir der Allbarmherzige! Dank sei und Preis sei
Seinem herrlichen Namen! Er wird dir helfen! . . .
Sei mein Engel, läßt Gott es dir zu!“ — „Du warest der meine“,
Sagte Cidli. — „Sei nun, du Himmelserbin, mein Engel,
Läßt der Herr dir es zu!“ Und liebend erwiderte Cidli:
„Gedor, wer wollt' es nicht sein?“ . . .
Doch mir sinket die Hand, die Geschichte der Wehmut zu enden.
Späte Träne, die heute noch floß, zerrinn' mit den andren
Tausenden, welche ich weinte! Du aber, Gesang von dem Mittler,
Bleib und ströme den Klüften vorbei, wo sich viele verlieren!

Klopstock hat noch in spätesten Jahren diese Stelle nicht ohne Tränen lesen können. In ihr faßt sich schön und bezeichnend der edle Gefühlsgehalt jener Frühepoche zusammen.





Lessing und die Aufklärung

Wir haben uns zuletzt Klopstocks reine Gefühlshöhe durch jene sehr zarten Worte veranschaulicht, die am Sterbelager Metas zwischen ihm und seiner kongenialen Gattin ausgetauscht worden sind. Der Dichter hat viel und gefühlsmäßig von diesem Sterben gesprochen; er hat jene Szene im „Messias" verewigt; sie ist bezeichnend für Klopstocks Wesen.

Nun stellen wir aber neben diese Klopstocksche Art der gefühlsmäßigen Ausschöpfung eines erschütternden Seelen-Erlebnisses einige Briefworte von Gotthold Ephraim Lessing. Beide bedeutende Persönlichkeiten haben nach kurzem Eheglück ihre Gattinnen wieder verloren; und beide Frauen starben übrigens an der Geburt eines nicht lebensfähigen Kindes. Besonders für Lessing, den immer umgetriebenen, der in seiner tapfren Gattin zum ersten Mal ein Ausruhen gefunden, war diese Trennung einschneidend. Nun höre man, wie epigrammatisch, wie unlyrisch, wie männlich und gleichsam mit zusammengebissenen Zähnen sich hierbei Lessings dramatische Natur äußert!

„Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht."

Das ist alles, was Lessing am Todestag der geliebten Frau (10. Januar 1778) an seinen Freund Eschenburg schreibt. Niemand wird sich der epigrammatischen Wucht dieser Worte entziehen. Keine Träne, kein Klagelaut. Zehn Tage früher hat er demselben Eschenburg den Tod seines nur einen Tag lebenden Söhnchens mitgeteilt: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Anteil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so

viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er so bald Unrat merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davonzumachen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen."

Man muß sich Lessings unseßhaftes, ringendes und um sich hauendes Wesen und Dasein vorstellen, um die Wucht dieser knappen Schmerzenslaute zu fühlen. „Ich habe nun eben die traurigsten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte", schreibt er am 5. Januar an Bruder Karl. Und zwei Tage nach dem Tode seiner Frau: „Wenn du sie gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn du sie gekannt hättest!"

Das ist Lessing. Der äußerste Schmerz formt sich bei ihm mit epigrammatischer Energie; und statt bei Freunden seinem Gefühl nachzuhängen oder sich einsam das Erlebte zurückzurufen oder Jenseitiges auszumalen, stürzt er sich sofort nach Evas Tod wieder ins literarische Gefecht.

„Tapfrer Lessing!" ruft ihm Gottfried Keller zu. Lessing den Befreier nennt ihn Rückert. Und tatsächlich passen die Ausdrücke frei und tapfer auf diese helle und männliche Natur, in der sich beste Preußen-Energie verkörpert hat. Erich Schmidt hat recht, wenn er in seiner bekannten Biographie sagt: „Die Zeit empfand, daß hier ein Freier sprach, kein voreingenommener Parteimann." Wollte man ein weiteres Beiwort prägen, das diesen elastischen und vorurteilsfreien, dabei aber vom Instinkt für das Bedeutende beseelten, unbestochenen Vorkämpfer bezeichnet, so müßte man ihn nennen: Lessing den Unbefangenen.

Klopstock für sich allein würde die Gefahr der Gefühlsverschwommenheit bedeuten. So sandte denn der deutsche Genius wenige Jahre hinterher den scharf zugreifenden und klar bestimmenden Lessing aus. Die beiden großen Männer ergänzen sich etwa wie in Frankreich Rousseau und Voltaire: wie Gemüt und

Verstand, Herz und Kopf, wie Lyrik und Dramatik, wie weibliche und männliche Energie.

Der Biograph Klopstocks Franz Muncker hat diesem Verhältnis beider Dichter ein besondres Buch gewidmet. „Klopstock", sagt er dort am Schluß des ersten Kapitels, „war nach fast zwei Jahrhunderten wieder der erste Deutsche, in welchem Mensch und Dichter eins waren. Auch bei Lessing ist der menschliche Charakter mit der schriftstellerischen Wirksamkeit innigst verwachsen. Von Anfang an fertig, trat Klopstock mit einem großen Werk in unsre Poesie ein; dieses langsam zu vollendetem Abschluß zu bringen, war die Aufgabe seines Lebens. Als ein veränderungslustiger Jüngling widmete Lessing sich den literarischen Fragen, bald hier bald dort weilend, stets sich menschlich voller entwickelnd und stets noch entwicklungsfähig. Kein einziges seiner größeren Werke hat Lessing vollendet; seine Arbeiten sind lauter großartig begonnene Fragmente geblieben, an deren Abschluß er manchmal durch äußere Umstände, weit öfter aber durch eine neue, höhere Entwicklung seines Geistes verhindert wurde."

Muncker spricht sogar von einer Freundschaft zwischen Beiden und nennt diesen Bund „auf etwas niedrigerer Stufe ein Vorbild des in der Geschichte aller Literaturen einzigen Lebensbundes zwischen Schiller und Goethe." Soweit möchte ich nun zwar nicht gehen. Aber man darf in der Tat bei dieser Gelegenheit auf die merkwürdige Polarität hinweisen, die durch jenes Jahrhundert strömt. Dem harten Kant gesellt sich der gefühlsmäßiger gestimmte Herder, als ein Gegensatz, der sich auch in einer literarischen Fehde bekundet; zum Lyriker Klopstock polarisiert sich der Dramatiker Lessing; und abermals in Schiller und Goethe tritt des Dramatikers Vorwärtsdrang neben die episch-lyrische Ruhe: — und zwar diesmal in einem innigen Bunde. Goethe kam von Herder, Schiller kam von Kant: im Bunde Schiller-Goethe fließt die Doppelkraft des Jahrhunderts zusammen.

Lessings Männlichkeit ist in die Nähe Kants und Friedrichs des Großen zu rücken. Klare Energie ist der Grundzug dieses Marschall Vorwärts der Literatur. Er schließt sich in Berlin den Aufklärungskreisen eines Nicolai und Mendelssohn an. Aber er gibt sich den Dogmen des Fortschritts nicht gefangen. Lessing ist weder orthodox noch mystisch; aber er ist auch kein Rationalist.

Er bildet eine Partei für sich. Diese Partei heißt: unbefangenes Menschentum. Und seine Aufgabe heißt: Förderung des Lebendigen.

Da ist sein „Laokoon" (1766). Lessings Energie und ästhetische Einsicht räumt mit der beschreibenden Dichtung auf. Poesie ist Handlung, ist Erlebnis; keine behaglich-breite Malerei. „Man muß Jüngling sein", sagt in bezug auf dies Werk Goethe in „Dichtung und Wahrheit", „um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß." Wohl ist der größere Teil der Lessingschen Ästhetik, die etwas veraltet auf Aristoteles fußt, heute überholt, oder besser ausgedrückt: von der zwischen Lessing und uns liegenden Ästhetik aufgesogen und verarbeitet. Aber Lessings klar und wahr zugreifende, unmißverständliche Prosa ist — wenn wir von gelegentlichen Fechterkunststücken absehen — heute noch wirksam wie damals. Nehmen wir beispielsweise einige Sätze aus „Laokoon", die den springenden Punkt klarlegen. „Gegenstände, die nebeneinander oder deren Teile nebeneinander existieren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei. Gegenstände, die aufeinander oder deren Teile aufeinander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie". . . „Die Malerei kann in ihren koexistierenden Kompositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nützen und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird. Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nützen und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht."

Mit diesem „braucht" ist das befreiende und entscheidende Wort ausgesprochen. Gewiß wir würden das alles heute „differenzierter" anfassen; steckt doch unsere sensualistische Literatur selber wieder in den Banden malerischen Übermaßes und materieller Gegenständlichkeit. Aber das Wichtigste bei diesem Ästhetiker ist die phrasenlose Entschiedenheit, mit der er ein Problem zur Rede stellt.

So war denn Lessing geeignet, Aufräumungsarbeit zu leisten.

Er ist ein vortrefflicher Vertreter der Aufklärung im erfrischenden Sinne des Wortes. Den Beinamen eines Genies lehnt er ab: doch steckt in dieser Lessingschen Federführung ein genialer Zug, ein kühner Zug, hinter dem die Popularphilosophen samt Nicolai und Mendelssohn zurückbleiben. Daß in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" (1767—69), neben Voltaires Scheinklassizismus, auch Corneilles echte Würde historisch und ästhetisch nicht ganz gerecht behandelt wird, daß zu einem Hinterpförtchen Diderots Moralismus einschleicht — nun, wir nehmen das mit in Kauf. Die Hauptsache war, daß er auch hierbei Befreiungswerk übte: und zwar für Shakespeare.

In diesem Buche fallen, gegen Schluß, jene bekannten stolz-bescheidenen Selbstzeugnisse. „Seines Fleißes darf sich jeder rühmen; ich glaube die dramatische Dichtkunst studiert zu haben, sie mehr studiert zu haben als zwanzig, die sie ausüben ... Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler . . . Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß alles durch Druckwerke und Röhren aus mir herauspressen".

Und doch schreibt Goethe noch spät an Zelter, (27. März 1830) über Lessings „Emilia Galotti": „Zu seiner Zeit stieg dieses Stück wie die Insel Delos aus der Gottsched-Gellert-Weisischen Wasserflut, um eine kreißende Göttin barmherzig aufzunehmen; wir jungen Leute ermutigten uns daran und wurden Lessing viel schuldig." Und bis heutigen Tages sind Lessings drei Hauptdramen auf der Bühne lebendig geblieben. Er zuerst hat der deutschen Bühne die Grundlagen eines wertvollen Spielplans geschaffen. Etwas von seiner eigenen herben Männlichkeit ist in seinem Major Tellheim. Und mehr als irgend ein anderes Literaturwerk jener Zeit läßt gerade „Minna von Barnhelm" den Geist des siebenjährigen Krieges spüren: nämlich echtes, grades Soldatentum, das der gewinnenden Menschlichkeit nicht entbehrt.

Der Epigrammatiker, Journalist und Dramatiker, der durchweg Knappheit und treffsichere Deutlichkeit liebte, der seinen

Dialog zu führen wußte und auch im Aufsatz mit Vorliebe die kecke Fragestellung übte, schuf vollends im Drama „Nathan der Weise“ ein Abschlußwerk, das die Verbindung mit weimarischer Humanitätsstimmung herstellt. Der immer gerüstete Fechter, der zwischen Preußen und Sachsen, zwischen Rationalisten und Orthodoxen eine selbständige Stellung einnahm, entschied sich — heimatlos wie er zumeist war — auch hier zu einer Stellung zwischen Christ, Jude und Mohammedaner. Ein gefährlich Spiel! Denn hier ist geistreiche Dialektik in bedenklicher Nähe.

Fassen wir einmal diese vielbesprochene Frage ins Auge! Kann und darf von einem Vollmanne, der doch irgendwo festen Fuß fassen und sich also bewußt begrenzen muß, eine solche neutrale Stellung eingenommen werden? Der Urteilende ist nun einmal in unserem Falle Christ und Deutscher: beides wird in sein Urteil, bewußt oder unbewußt, einfließen. Darf er nun — wie Lessing in jener Parabel von den drei Ringen — die Meinung auch nur andeuten, man wisse nicht mehr, wo eigentlich die wahre Religion stecke? Scheint er damit nicht auch sich selbst zu bezweifeln und demnach eher charakterlos als tolerant?

Dies Spiel mit dem Ring ist in der Tat nicht unbedenklich. Nathan sagt: Zwei von diesen drei Religionen sind auf alle Fälle unecht, nur eine ist echt; zwei Ringe sind gefälscht, nur ein Ring ist der echte. In Wahrheit will aber doch Lessing die Meinung ausdrücken: überall wo echte Menschlichkeit wärmt uud leuchtet, ist echte Religion. Ihr Kennzeichen und Ausweis ist nicht der äußere Name, sondern die unbefangen helfende Liebe. Und in solchem Sinne ist überall — in allen drei Religionen — echtes Gold möglich.

Das friedliche Ziel, das der Kämpfer Lessing im Auge hatte — und das vielfach in seinem Schaffen durchbricht — ist also nichts anderes, als was der greise Goethe schlicht und eindrucksvoll zu Eckermann gesagt hat (12. März 1828): „Wir wollen indes hoffen und erwarten, wie es etwa in einem Jahrhundert mit uns Deutschen aussieht, und ob wir es sodann dahin werden gebracht haben, nicht mehr abstrakte Gelehrte und Philosophen, sondern Menschen zu sein.“ Menschen . . . dies war auch Lessings Meinung. Es ist mir nicht interessant — meint er — ob du Christ, Jude oder Mohammedaner seiest, sondern es kommt darauf an, in welchem ethischen Verhältnis

du mit deinen Mitmenschen stehst: ob dein Herz rein, dein Wille gut sei.

„Es eif're jeder seiner unbestoch'nen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!
Es strebe jeder von euch um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmut,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'!" . . .

So formt es Nathan. Es ist das Evangelium der Humanität: der reinen Menschlichkeit.

Aber nun werfe man einen vergleichenden Blick auf Goethes Humanitätsdrama „Iphigenie"! Wie viel reiner und geistiger ist hier Gestaltung und Sprache! Hier ist nicht von „Christ, Jude, Mohammedaner", nicht von Religionen und dogmatischer oder nationaler Eifersucht die Rede. Hier ist Seelenland. Hier wird weder verwischt noch verwechselt, noch auch mathematisch bewiesen: denn hier ist der Boden reiner, stiller Poesie betreten, eine vergeistigte Sphäre. Es sind Menschenseelen, die sich hier berühren und aufeinander wirken. Eine geängstete Seele wird durch schwesterliche Liebe beruhigt. Dies Dichterland ist in uns. Das griechische Gewand ist die irdische Farbe: die seelischen Vorgänge aber sind überzeitlicher Art und dem Räumlichen entrückt. Wie eine Göttin tritt diese priesterliche Gestalt an den Strand der beunruhigten Menschen und reichet den Umhergetriebenen „aus ihren Tiefen Rat und Hilfe". Und so ist auch die Diktion der Jamben von einer edlen Innigkeit und Plastik. Diese ruhige Schönheit beweist nicht: sie wirkt durch ihr Dasein.

Aber verweilen wir noch einen Augenblick bei jenem umstrittenen Ring und dem magischen Stein darin.

. . . „der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spiegelte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug."

Was für ein zauberhafter Stein ist dies? Er erinnert uns an einen anderen Kristall, dessen Besitz gleichfalls von einer

edlen Ritterschaft gesucht und geschätzt wird: an den heiligen Gral. Im Kristall fängt, sammelt und spiegelt sich am schönsten das Licht. Was die Besitzer dieses Kleinods suchen, ist eben das Licht, das Sinnbild des Geistes, das Symbol der Gottheit. Es ist die Gottheit, was diese strebenden Menschen finden möchten.

In diesem Sinne ist „Nathan der Weise" ein Fest- und Weihespiel: etwa ein Seitenstück — in begrenzter Art natürlich — zur „Orestie" des Äschylos oder zum „Parsifal" Richard Wagners, die man gleichfalls Läuterungsdramen nennen könnte, wie Goethes „Faust" und „Iphigenie".

Auch ist es bemerkenswert, wie sich das Motiv der reinen Menschlichkeit durch alle drei Meisterdramen Lessings zieht. Tellheims adelstolze Männlichkeit im schönen Kampfe mit einer kongenialen Natur — vergleichbar der späteren Eva König; dann die beleidigte Jungfräulichkeit in Emilia Galotti; endlich die Herausgestaltung religiöser Menschlichkeit, quer durch die Religionen hindurch. Ein Lustspiel, ein soziales Trauerspiel, ein religiöses Festspiel: so steigert sich das Ideal des Reinmenschlichen.

Das Nathan-Evangelium, mit dem „darin ausgesprochenen göttlichen Duldungs- und Schonungsgefühl" (Goethe), drang erst spät auf der Bühne durch, und zwar in Weimar (1801). Und da gehört es denn auch hin.

Dem unermüdlichen Wahrheitssucher Lessing, der mit 52 Jahren verbraucht war, schien ein Menschenleben nicht auszureichen. In jenem Schlußwerk, das noch dem „Nathan" folgte — „Die Erziehung des Menschengeschlechts" (1780) — tauchen in diesem taghellen Energieverwandten Friedrichs des Großen Gedanken auf, die in den Bereich der indischen Mystik weisen. Lessing — der gern fragende — wirft dort eine letzte große Frage ins Weltall hinaus. „Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden sein?" Das heißt: warum sollte die Lehre von der Wiederverkörperung so unsinnig sein? Warum soll ich Einzelner nicht mehr als einmal schon auf dieser Erde gewesen sein? Uns fallen hier Goethes bekannte Worte an Frau von Stein in die Erinnerung:

„. . . Ja, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau."

Goethe selbst spielte mit dem Gedanken der Reinkarnationslehre: er behauptete, schon einmal im alten Rom, und zwar zur Zeit Hadrians, gelebt zu haben. Auch einem Herder und andren Zeitgenossen waren solche kühne Vorstellungen nicht fremd. Aber wir dürfen nicht annehmen, daß dergleichen als Aberglauben oder als Dogma in jenen Köpfen saß. Es war ein Überschuß an geistiger Lebensfülle, der sie dazu drängte, diese Gedankengebilde zu beherbergen, da sich diese geistgläubigen Menschen naturgemäß eine Vernichtung der Persönlichkeit — wie Goethe mehrfach betont — nicht vorstellen konnten. Sind wir unsterblich, so haben wir vor dieser kurzen Erdenspanne gelebt, so werden wir nach ihr wiederum leben, wie und wo es auch sein mag: das war ihre denkrichtige Annahme. Und dieser Gedanke ist Jahrtausende alt.

So sagt denn auch Lessing in jenen hundert Paragraphen: „Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung getan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu tun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen? Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnt? Darum nicht? Oder weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder weil so viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

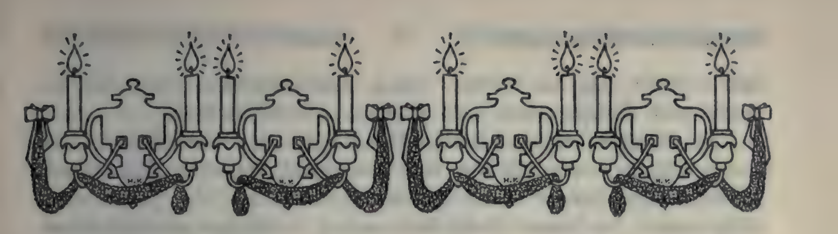
Es ist dies ein kühnes und frohes Wort! „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" Und zwar sind es die letzten Worte, die Lessing veröffentlicht hat. Diese Worte sind eine herausfordernde Frage. Er wirft diese bedeutungsvolle Frage — wie ein Kämpfer den Speer in einen feindlichen Heerhaufen wirft — in die Ewigkeit hinaus und springt ihr nach, um den Speer wieder herauszuhauen.

Wir wollen uns nicht mit Lessings Einzelgefechten — wider Lange, Klotz, Göze — ermüden, sondern auf das Charakterbild, das wir von ihm entworfen haben, noch einmal zurückschauen..

In Lessing ist gutes, angriffsfrohes Preußentum verkörpert, wie in seinem tapfren Freunde, dem bei Kunersdorf gefallenen Major Ewald von Kleist. Als Lessings bezeichnendste Epoche will uns sein mehrjähriger Aufenthalt beim General Tauentzien in Breslau bedünken, als dessen Sekretär er zwischen Offizieren aus dem Vollen lebte, während im stillen sein „Laokoon" reifte. Mit Bezug darauf sagt Goethe („Dichtung und Wahrheit") die bekannten Worte: „Lessing, der im Gegensatz zu Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirtshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben."

Aber grade eine solche redliche Energie brauchte man damals, als es galt, sich aus Absolutismus und anderer Dumpfheit ins Lebendige hindurchzuringen. In diesem Kampfe war Lessing die stärkste treibende Kraft.





Herder und die Volkspoesie

Mit dem Namen Johann Gottfried Herder nähern wir uns nun dem Geistesgebiet Weimars.

Wir erinnern uns noch einmal an die Polarität, die durch das damalige literarische Deutschland geht. Es läßt sich diese Doppelentwicklung in folgenden Reihen veranschaulichen:

Klopstock	Friedrich der Große
Winckelmann	Lessing
Herder	Kant
Goethe	Schiller.

Links stellen sich uns Naturen dar, die vom Erfühlen der Dinge ausgehen: Schönheitssucher, Einfühlungstalente. Rechts aber Energien, die sich von Vernunft und Charakter bestimmen lassen: dramatische Naturelle, sittliche Sammlungskräfte, hartes Mannestum. In Schiller, der von Kant kommt, und in Goethe, der von Herder kommt, fließen dramatische Energie und lyrisches Naturell wirksam ineinander und runden die Epoche ab. So bildet sich die abschließende Einheit „Weimar".

Diese Entwicklung umfaßt etwa 80 Jahre: von Klopstocks Auftreten bis Goethes Tod (etwa 1750 bis 1830). Dann setzt der Geist des 19. Jahrhunderts ein. Hoffen wir — nach Victor Hehns Worten in seinen „Gedanken über Goethe" — daß nach abermals 80 Jahren seit Goethes Scheiden eine neue Epoche anheben möge, in welcher wiederum Geist und Gemüt die Vorherrschaft führen, in welcher vielleicht — nach Heinrich von Steins Andeutung in seinem „Giordano Bruno" — die schöpferische „Liebe als Kulturmacht" eine aufbauendere Kraft ent-

falten wird als in diesem gewiß energievollen Zeitalter der Kritik und Gespanntheit, der Massen und Methoden.

In Weimar steht Herders Bronzebild vor der alten Stadtkirche, worin dieser Apostel der Humanität, der sich das Wort „Licht, Liebe, Leben" als Leitmotiv gewählt hat, 27 Jahre lang tätig war. In jener Kirche sind, neben sächsischen Fürstlichkeiten der Reformationszeit und der Herzogin Anna Amalia, auch Herders Gebeine bestattet. Und dahinter findet man seine Amtswohnung, in die er, von Bückeburg herberufen, in einer späten Oktobernacht des Jahres 1776 einzog, einen zweijährigen Jungen anf dem Arm, neben ihm die treue Gattin Karoline geb. Flachsland, das jüngere Kind über die Schwelle tragend.

Es ist ein feines Sinnbild, daß gerade der Wächter sein geistlich Lied durch die nächtliche Stadt sang. Ein Weimar, das bloß einen Goethe und Wieland beherbergt hätte, wäre einseitig gewesen. Durch Herders Einzug drang nun aber der geistliche Strom jener Zeit in dies weltlich-heiter gestimmte Kulturland ein.

Ehe wir uns dieses vielseitigen Mannes Reichtum vergegenwärtigen, müssen wir einen Blick über die literarische Lage des Jahrhunderts werfen, soweit unser Deutschland in Betracht kommt. Noch ist alles in Gährung. Das Auge ruht noch nicht auf abgeschlossenen, umfassenden Persönlichkeiten, wenn es auch erfreut wird durch die allgemeine Lebensbewegung. Wo sich Rundung und Geschlossenheit zu finden scheinen, wie im behaglichen Epikuräertum Wielands oder im wohligen Freundschaftskultus eines Gleim, da ist die Persönlichkeit doch noch nicht bedeutend genug, um aus den Niederungen des Mittelmaßes in die Höhen reiner Poesie und Einsicht zu führen. Das einzige Genie — Friedrich der Große — stand außerhalb der literarischen Entwicklung. Klopstocks bewunderungswerte lyrische Größe war zwar in richtiger Witterung auf der Suche nach nationalen Grundlagen; aber die damalige Wissenschaft war zu unentwickelt, und Klopstocks gestaltendes Vermögen hatte rasch den Höhepunkt erreicht. Lessing war die Bewegung selber, ein unermüdlich vorwärts treibendes Element. Die einzelnen Gruppen aber waren etwa so verteilt: in Riga und Königsberg walteten einflußreiche Gönner und Anreger wie Ratsherr Berens, der vermögende Hippel, der intuitive Hamann mit seiner wogend ungeklärten Gedankenwelt; ihnen stand zunächst der erst später

in Wirkung tretende Kant nahe; von ihnen ging Ende der sechziger Jahre Herder aus und fuhr in großem Bogen zur See nach Paris, Nantes und von da zu Land über Hamburg nach Eutin, von wo er als Erzieher des Prinzen nach Straßburg kam und seine Lebensflamme mit dem Lichte Goethes entscheidend in Berührung brachte. In nordelbischen Bezirken waren, neben Klopstock und Lessing, die Kreise eines Kramer und Gerstenberg tätig und versuchten die altnordische Poesie ins deutsche Leben überzuführen. In Göttingen sehen wir den sogenannten „Hainbund" schwärmen. In Halberstadt saß der Anakreontiker Gleim, wechselte mit G. H. Jacobi liebenswürdige Verse und Briefe und berührte sich mit mitteldeutschen Universitätsstädten, auf denen — wie im Klotzschen Kreise zu Halle — eine reichlich anspruchsvolle scheingriechische Lebensanschauung im Geiste eines Wieland und Heinse nicht günstig auf die Wissenschaft einwirkte. Das Sturm- und Drangtreiben rief Gegenwirkungen hervor; Satiren (Lichtenberg), Schauspiele, Romane, Lyrik sproßten nebeneinander auf; Gefühl neben Verstand, Glauben neben Spötterei, Pietismus neben Aufklärung, Frommheit neben Genußsucht. Nehmen wir dazu die gutgemeinten, aber oft merkwürdigen philantropischen Gründungen, die religiösen Wirkungen Jung-Stillings oder Lavaters, dessen „physiognomische Fragmente" alle Welt beschäftigten und dessen seelsorgerliche Korrespondenz weite Fäden spann; nehmen wir die höchst sonderbaren Erscheinungen des Mesmerismus, des „Zauberers" Cagliostro, des Kraftapostels Kaufmann; die Illuminaten, die Tätigkeit der Freimaurerlogen, die Gegenspiele der Jesuiten; vergessen wir nicht die wichtigen Beeinflussungen durch die Höfe mit ihrem Günstlingswesen, ihren Kabalen, Etiketten und ihrem vielfachen Genußleben; und betrachten wir endlich rund herum die gänzlich matte politische Lage des sogenannten deutschen Reiches! Dann wird unsre Bewunderung wachsen vor den beiden Felsen Sanssouci und Weimar.

Es war eine schwere Entwicklung. Uns fällt dabei eine beachtenswerte Äußerung Goethes aus dem Jahre 1795 ein. Unter dem Abwehrtitel „Literarischer Sanscülottismus" wandte sich dieser sonst so ungern polemisierende stillschaffende Baumeister gegen die unartigen Glossen eines Bemäklers damaliger deutscher Literatur. „Eine bedeutende Schrift", sagt Goethe, „ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; . . . jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen

Stücken, wie er von andren Vorteil zieht; und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern ... Und so ist der ungerechteste Tadel derjenige, der den Gesichtspunkt verrückt. Man sehe unsre Lage, wie sie war und ist; man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich deutsche Schriftsteller bildeten, so wird man auch den Standpunkt, aus dem sie zu beurteilen sind, leicht finden. Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung ... Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; von der Vorliebe für dieses oder jenes Beispiel einheimischer oder fremder Literatur hingerissen; zu allerlei Versuchen, ja Pfuschereien genötigt, um ohne Anleitung seine eigenen Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen soll, durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publikum ohne Geschmack, das das Schlechte neben dem Guten mit ebendemselben Vergnügen verschlingt; dann wieder ermuntert durch die Bekanntschaft mit der gebildeten, aber durch alle Teile des großen Reiches zerstreuten Menge, gestärkt durch mitarbeitende, mitstrebende Zeitgenossen: — so findet sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für eine Familie sich nach außen umzusehen zwingt, und wo er oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein zu beschäftigen strebt. Welcher deutsche geschätzte Schriftsteller wird sich nicht in diesem Bilde erkennen? und welcher wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalkultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen? Denn die Bildung der höheren Klassen durch fremde Sitten und ausländische Literatur, so viel Vorteil sie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutschen, als Deutschen sich früher zu entwickeln."

Dies gerechte und einsichtige Wort beleuchtet genügend jene schwere geistige Entwicklung, die, den absolutistischen Höfen und einem noch ungeklärten oder zerfahrenen Geschmack zum Trotz, ja auch an einem Sanssouci vorbei, sich dennoch endlich durchzusetzen wußte.

Ja, auch dem literarischen Sanssouci zu Trotz ... Es ist bezeichnend, daß der Geschmack der Straßburger Tafelrunde, die sich um den jungen Goethe sammelte, Friedrichs schriftstellerischen Liebling Voltaire ablehnte. „Uns Jünglingen", heißt es in „Dichtung und Wahrheit", „denen, bei einer deutschen Natur- und Wahrheitsliebe, als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns selbst und andere immer vor Augen schwebte, war die parteiische Unredlichkeit Voltaires und die Verbildung so vieler würdiger Gegenstände immer mehr zum Verdruß, und wir bestärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn." Dagegen liest man ebendort: „Rousseau hatte uns wahrhaft zugesagt." Zwar mit Diderot blieben die Stürmer und Dränger, ebenso wie Lessing, in einem verträglichen Verhältnis. Schroff aber wurde der Materialismus des «Système de la nature» abgelehnt. Und Goethe faßt dies alles in dem bekannten Satz zusammen: „So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig".

Und nun kam Herder. Dieser große Anreger vervollständigte die Erkenntnis wahrer Poesie und deutscher Art und Kunst. „Das bedeutendste Ereignis", bekennt Goethe, „was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende äußere Verbindung mit Herder."

Beachte man nun aber wohl, daß Goethe — und dies ist eine wichtige Ergänzung der üblichen schulmäßigen Darstellung — den Wert dieser Begegnung nicht nur auf literarischem Gebiete sucht, sondern als Lebenseinwirkung würdigt. Dieser Punkt ist unsrer sorgfältigen Aufmerksamkeit wert. Er berührt gerade das, was diese unsre weimarischen Betrachtungen von der gebräuchlichen Betrachtungsweise unterscheidet. Goethe spricht vom geringen inneren Lebensgehalt der vorausgehenden Literatur, wobei er besonders an den förderungsfrohen Vater Gleim denkt, aber auch Klopstocks Entwicklungslosigkeit mit im Auge hat. Er achtet ihre wärmende Einwirkung; aber ihre äußeren Verhältnisse, sagt er, waren zu nichtig. „Der Tag ist lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten, tun oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden, wie die der Weltleute, Vornehmen und Reichen; sie legten daher auf ihre besonderen engen Zustände einen zu hohen Wert, in ihr tägliches Tun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur untereinander zugestehen mochten; sie freuten sich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn sie den

Augenblick anmutig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten ... So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert." Wir wollen hier nicht untersuchen, wie weit hier Goethe, den Gleim-Jacobi-Kreis mit Recht beanstandend, dem einzelnen Klopstock Unrecht tut. Jedenfalls strahlte dieser gefühlverschönte, aber ungroße Moralismus schädigend auf die jüngeren Leute über. „Ich war", fährt Goethe fort, „so ziemlich auf dem Wege, mit jüngeren Freunden, wo nicht auch mit älteren Personen, in ein solches wechselseitiges Schönetun, Geltenlassen, Heben und Tragen zu geraten ... Aus solchen Verbindlichkeiten entspringt zuletzt der Ausdruck eines leeren Behagens aneinander, in dessen Phrasen sich ein Charakter leicht verliert, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zu höherer Tüchtigkeit gestählt wird."

Wie wertvoll diese Einsicht! Und von da aus, sofort im nächsten Satz, kommt nun Goethe auf Herder zu sprechen. „Und so hatte ich von Glück zu sagen, daß durch eine unerwartete Bekanntschaft alles, was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmut ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß und nur desto eindringender und empfindlicher war." Und dann schließt sich jener bereits genannte Satz an: „Denn das bedeutendste Ereignis, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft ... mit Herder."

Herder war zu Straßburg in einer ernsten Lage: er gedachte sich durch eine schmerzhafte, standhaft ertragene, schließlich aber doch nicht zum Ziele führende Augenoperation von einer Tränenfistel befreien zu lassen. Goethe schildert in „Dichtung und Wahrheit" anschaulich, wie er ihn im Gasthof zum Geist zuerst gesehen. „Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriffe war und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls; mehr noch aber ein langer, schwarzer seidener Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sei, und meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen,

daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung sein konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiderte und, als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaften Mitteilung bereit finden ließ" ... Ergänzen läßt sich dies menschliche Bild durch eine weit spätere Bemerkung der Karoline Schlegel in einem Brief an eine Freundin (Luise Gotter, 25. Dezember 1796): „Wer mich entzückt und fast verliebt gemacht hat, das ist Herder ... Der kurländische Akzent stiehlt einem schon das Herz, und nun die Leichtigkeit und Würde zugleich in seinem ganzen Wesen, die geistreiche Anmut in allem, was er sagt — er sagt kein Wort, das man nicht gern hörte — so hat mir denn seit langer Zeit kein Mensch gefallen."

Aber Herder hatte auch seine andre Seite, wo er beißend, ironisch, verletzend wurde und worunter Goethe manches gelitten hat. Schon damals kehrte sich diese Unart Herders hervor; zum Teil wohl eine Folge seines Leidens und harter, unfreundlicher Jugendjahre, die sein Nervensystem gereizt hatten. Dem unfertigeren Jüngling gegenüber ließ der nur fünf Jahre ältere, aber früher selbständige Mann seine geistige Überlegenheit spüren, wenn der anhängliche, lernbegierige Student bei dem Augenleidenden im verdunkelten Zimmer saß. Gerade dieser Sarkasmus aber wirkte auf Goethe um so stärker und peitschte ihn über das „Spatzenmäßige" seiner jüngeren Jahre hinüber.

Shakespeare, Ossian und Homer; die Bibel und das Volkslied; ästhetische Gedanken über den Ursprung der Sprache und der Poesie: — so lassen sich bekanntlich jene erweiternden literarischen Einflüsse zusammenfassen. „Herder", äußert Goedecke in seinem „Grundriß", „hatte die klassische Bildung Lessings und Winckelmanns, aber er gelangte zu weiterem und freierem Blick und hob, vielleicht von Hamann angeregt, neben der Literatur des Altertums die Volksdichtung auf die Stufe bedeutender Einwirkung, die sie seitdem behauptet hat. Die Grundanschauung seiner Forschungen und Darstellungen, seiner Polemik und Lehre war die, daß hinter allen Gesetzen der Kunst ... ein Geist der Völker lebt, der ... mächtiger ist als alle Gesetze der Kunst." Aus dem sich jedenfalls, so fügen wir hinzu, die Gesetze der Kunst zwar nicht ableiten, aber doch national abändern. Dieser historisch-psychologische Gesichtspunkt drang zuerst durch Herder in die deutsche Ästhetik ein.

Damals waren schon seine „Fragmente zur neueren deutschen Literatur" und seine „Kritischen Wäldchen" erschienen; er stand in der Abgrenzung zwischen Poesie und Malerei auf Lessings Seite, indem er vertiefende Ergänzungen hinzugesellte („Plastik", meist um 1770 geschrieben, erst 1778 erschienen). Und während der Straßburger Zeit formte sich seine genial empfundene Preisschrift über den Ursprung der Sprache, die Goethe von Bogen zu Bogen mit entstehen sah.

Um Herder wehte Zukunftsluft. Es war in ihm liebevolle Witterung von dichterischem Neuland, vom dämmerdunklen, magischen Poesieland. Durch ihn angeregt, sammelte der Dichter des „Heideröslein" im Elsaß Stimmen des Volkes. Wie man durch das Suchen von Pilzen, Blumen oder Steinen — und in Knabenjahren durch das Erspähen von Vogelnestern — mit dem Wald in ein lebensvolleres Verhältnis gerät, so kamen jene Sucher durch die Volkslieder mit Poesie und Natur in innigere Berührung. „Ich habe," schreibt Goethe an Herder aus Frankfurt (Herbst 1771), „noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus den Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe." Fast wörtlich erinnert dies an die wohltätig sachliche Wärme, mit der sich später die Brüder Grimm ihrem sorgfältigen Sammelgeschäft gewidmet haben. Sodann stand Shakespeare, riesenhaft im Ganzen und voll Reichtum im einzelnen, wie das Straßburger Münster, in der Beachtung jener ersten siebziger Jahre. Die ländlich-einfachen Verhältnisse homerischer Menschen stimmten zu dem Sesenheimer Idyll und jener herrlichen Landschaft. Und mancher Abendröte über dem elsässischen Gefild und Gebirge wurde von der Münster-Plattform aus zugetrunken.

War durch Lessing die Gesamtentwicklung kräftig vorwärtsgetrieben worden, so förderte der reichere Herder das positive Verständnis für das Helldunkel und den unerklärbaren Zauber aller Poesie. Hier versagte Lessing, der einen „Werther" und „Götz" beanstandete. Hier reicht Herder einem Klopstock die Hand und nach der andren Seite einem Goethe. Der Geist der Straßburger Tafelrunde — liebesfroh und naturtrunken — wehte durch die ganze Jugend. Wir spüren ihn z. B. auch im Göttinger Dichterbund. Hier, in Göttingen, war Klopstock der Meister und Genius, Klopstock, der auch in Darmstadt, wo sich Herder die Gattin holte, große Verehrung genoß. Wir finden dort in

Göttingen einen Hölty, Voß, Miller, die Brüder Stolberg und vor allen Dingen den Dichter der volkstümlichen Meisterballade „Lenore": Gottfried August Bürger. Wir erinnern uns, wie diese sonor dahinstürmende Ballade, von Bürger temperamentvoll vorgetragen, in jenem Göttinger Kreise gewirkt hat. Als der Dichter an die Stelle kam: „mit schwanker Gert' ein Schlag davor zersprengte Schloß und Riegel", schlug er selber mit einer Reitpeitsche an die Stubentür, so daß es gleich einem elektrischen Schlag durch die erschauernden Zuhörer fuhr. In diesem Bezirk entstand auch Millers gefühlsweicher „Siegwart" (1776), der an Beliebtheit sogar den „Werther" übertraf. Diese jungen Leute, damals noch Studenten, lasen auf ihren geselligen Abenden Oden von Klopstock und verwandter Geister. Man brachte stehend feierliche Gesundheiten aus, obenan auf Klopstock; dann, „nicht voll so feierlich", auf Lessing, Gleim, Geßner, Gerstenberg usw., wobei der Vorsitzende (Boie) den Namen aussprach und die übrigen mit einem dröhnenden „Lebe!" einfielen. Jemand, wohl Bürger, nannte einmal Wieland. Da stand man mit vollen Gläsern auf und rief: „Es sterbe der Sittenverderber Wieland, es sterbe Voltaire!"

Es sterbe Voltaire! . . . Da haben wir also auch im Göttinger Jünglingskreise dieselbe Ablehnung, wie sie Goethe in Straßburg ausgesprochen hat. Bei einer späteren Sitzung — es war eine Geburtstagsfeier Klopstocks am 2. Juli 1773 — wurden Wielands „Idris" und Bild verbrannt, wohingegen auf das Andenken der drei Deutschen Klopstock, Luther und Hermann in Rheinwein angestoßen wurde. Wieland galt diesem Kreise als Vertreter Voltaireschen Geistes; und dieser Geist wurde abgelehnt: die Entwicklung ging zusehends von Sanssouci hinweg nach Weimar.

Es genügt hier, eine Probe des Stils und der Denkweise des weitstrahlenden Anregers Herder herauszugreifen. „Wenn in der Poesie", so heißt es in den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" (Riga 1767), „der Gedanke und Ausdruck so fest aneinanderkleben, so muß ich ohne Zweifel in der Sprache dichten, wo ich das meiste Ansehen und Gewalt über die Worte, die größte Kenntnis derselben, oder wenigstens eine Gewißheit habe, daß meine Dreistigkeit noch nicht Gesetzlosigkeit werde: und ohne Zweifel ist dies die Muttersprache. Sie drückte sich uns zuerst und in den zartesten Jahren ein, da wir mittelst

Worte in unsre Seele die Welt von Begriffen und Bildern sammelten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird. In ihr muß er also mit der größten Leichtigkeit nachsinnen und Ausdrücke finden; in ihr den Reichtum von Bildern und Farben finden, der einem Dichter unumgänglich nötig ist; in ihr die Donnerkeile und Blitzstrahle finden, die er als Bote der Götter wirft; denn in sie ist unsre Denkart gewissermaßen gepflanzet, und unsre Seele und Ohr und Organe der Sprache sind mit ihr gebildet: — wo werde ich mich also besser ausdrücken als in der Muttersprache? . . . Wahrlich, der Dichter muß seinem Boden getreu bleiben, der über den Ausdruck herrschen will. Hieher kann er Machtwörter pflanzen, denn er kennt das Land; hier kann er Blumen pflücken, denn die Erde ist sein; hier kann er in die Tiefe graben und Gold suchen und Berge aufführen und Ströme leiten, denn er ist Hausherr." Und gegen eine pedantische Pflege des klassischen Altertums sich wendend — er, der selber einen lebendigen Humanismus vertritt — fährt er fort: „O das verwünschte Wort ‚klassisch'! Es hat uns den Cicero zum klassischen Schulredner, Horaz und Virgil zu klassischen Schulpoeten, Cäsar zum Pedanten und Livius zum Wortkrämer gemacht. Das Wort ‚klassisch' ist's gewesen, das den Ausdruck vom Gedanken und den Gedanken von der ihn erzeugenden Gelegenheit gesondert, das uns gewöhnt hat, nach Horaz Exerzitien zu machen und ihn in seiner Sprache übertreffen zu wollen. Dies Wort war's, das . . . den leidigen Ruhm aufbrachte, ein Kenner der Alten, ein Artist zu sein, ohne daß man damit höhere Zwecke erreichen dürfte; dies Wort hat manches Genie unter einem Schutt von Worten vergraben, seinen Kopf zu einem Chaos von fremden Ausdrücken gemacht und auf ihn die Last einer toten Sprache wie einen Mühlstein gewälzt."

Es ist uns sofort spürbar, welch ein starker nationaler Lebenswind durch diese Worte weht. Diese so modern anmutenden Gedanken sind im Jahre 1766/67 erschienen, also ungefähr gleichzeitig mit Lessings „Laokoon" und „Hamburger Dramaturgie". Aber unverkennbar gefühlsstärker ist in Herder der nationalnordische Zug, während der allgemeinere Lessing mehr auf ästhetische Begriffsklarheit hinarbeitet. Herders reicherer und leicht auseinanderfließender Stil ist gleichsam konsonantenreicher; Lessings Art ist vokalisch und männlich, knapp und klanghaft, mit aggressiven Fragen durchsetzt. Herder, möchte man sagen, überredet; Lessing beweist.

Von Straßburg wendet sich Herder nach Bückeburg in eine verinnerlichende Seelsorgertätigkeit. Er ist Hofprediger bei der tiefreligiösen Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe. Es ist eine seltsame Dreiheit: der hochgewachsene, etwas steife, tüchtige Graf; die madonnenhafte, weit jüngere Gräfin; der stets schöpferische Prediger und Schriftsteller. Herders Reizempfindlichkeit erwies sich auch hier, so daß seine Tätigkeit nicht immer Idyll blieb. Im Herbst 1776 zog er dann, vertieft und gereift, nach Weimar; die zarte, hinsiechende Gräfin war im Sommer gestorben; der Graf starb ein Jahr danach. Und in Weimar, wo gleich in den ersten Jahren seine Volksliedersammlung fertig wurde, gingen nun Herders beide Tätigkeiten ineinander über: das Volkstümlich-Nationale und das Weitherzig-Religiöse.

Es kann sich hier nicht darum handeln, auf Einzelnes in dieser umfangreichen Schriftstellerei und Amtstätigkeit einzugehen, soweit es nicht unsre Hauptlinie berührt. Wir scheiden zwischen Herders sprachlich-ästhetischen und Herders pädagogisch-theologischen Anregungen; als drittes käme hinzu sein nicht grade wesentliches eigenes Dichten und seine bedeutungsvollen Nachdichtungen („Stimmen der Völker“ und „Cid“).

Weder Methodiker noch verstandeskühler Aufklärer — weder bei Kant noch bei Nicolai stehend — einen Lessing achtend, einen Klopstock herzlich verehrend und einem Gleim in Liebe zugetan: so ging dieser großzügige, divinatorische, „weitstrahlende“ Anreger seinen selbständigen Weg. Mit Goethe verband ihn in Weimar, etwa von 1783 bis nach der italienischen Reise, eine enge Freundschaft; das Verhältnis zu Schiller blieb kühl, zumal sie sich in Herders Stellung zum Nordland nicht recht verstanden, wie Schillers Brief über Herders Iduna-Aufsatz beweist (4. Nov. 1795). Leider blieb der ältere Herder in seiner Entwicklung stehen und entfremdete sich den beiden Klassikern; ein delikater Zwiespalt, den ich in meinen „Wegen nach Weimar“ (Bd. IV) zu behandeln versucht habe. Ebenso geriet er in eine heftige Gegnerschaft zu dem anders gearteten, begriffsscharfen Kant (vergl. Günther Jacoby, Herders und Kants Ästhetik, Leipzig 1907). Dazu kamen häusliche Sorgen, z. B. wegen des Fortkommens der Kinder; und dann immer der alte Widerspruchsgeist, die nahezu Swiftsche Ader, die Reizbarkeit, die manchmal diesen sonst liebenswürdigen, echt religiösen, immer lesenden und verarbeitenden, immer ideenhaltigen Mann überkam.

Von einer eigentlichen Ausgeglichenheit kann man also bei dieser weichen, fühlsamen, einem Jean Paul verwandten Natur nicht reden. Es fehlt diesem Einfühlungstalent, das in allen Seelen und Zonen zu Hause war, die plastische Kraft des Zusammenfassens.

Aber seine Ahnungen, Stimmungen, Fühlungen für die aus den Tiefen der Volksseele aufsteigenden Urkräfte; sein Verständnis für das Fadengewebe der Wechselbeziehungen; seine geschichtsphilosophischen Ideenverbindungen: — dies war von unvergleichlicher Anregungskraft. „Aus Herders Hand liefen alle Fäden aus," so beginnt Scherer (Literaturgeschichte, S. 632) einen Abschnitt über die reiche Tätigkeit der Frühromantik und ihrer Nachbargebiete. Wenigstens gingen diese Fäden durch Herder hindurch, bereits angesponnen von Klopstock, Rousseau und verschiedenen anderen gleichzeitig, in ihm aber gleichsam ins Weltliterarische erweitert, und zwar unter Hinweis auf die nationalen Besonderheiten, die er auch für uns Deutsche gewahrt wissen wollte. Ohne Herder ist schwerlich die nationale Romantik, kaum die Brüder Grimm, kaum ein Richard Wagner denkbar.

Zweimal hat Herder auf Goethe eingewirkt. Einmal, wie wir gesehen haben, gleichsam national: in Straßburg; das zweite Mal, noch tiefgehender, gleichsam religiös: in Weimar. Und zwar etwa von 1783 ab, als die Geniezeit ausgebraust war und Goethe der Beruhigung und Verinnerlichung zustrebte. Herder, seine kluge Gattin Karoline und Frau von Stein bildeten damals Goethes eigenste Gemeinde; sie waren das innere Weimar, sie bildeten eine auserwählte Vertretung des besten Publikums: ihnen teilte sich Goethe mit und berichtigte oder stärkte sich an ihrem Mitempfinden. „Herder hilft mir treulich," heißt es da im Tagebuch. „Unser Goethe" heißt es bei Herders. „Die Stein und Herder sind beinahe meine einzigen hiesigen Kapitale, aus denen ich Zinsen ziehe," schreibt der Dichter. Herder wieder: „Goethes Umgang ist mein Trost, seine Gesellschaft erquickt mich wie Balsam, und seine Gespräche erweitern jedesmal meine Seele." Aus Rom sendet Goethe die Handschrift der „Iphigenie" an Herder, der musikalisches Feingehör für Vers und Rhythmus besaß, und bittet um sprachliche Durchsicht. „Du verbesserst das mit einem Federzuge. Ich gebe dir volle Macht und Gewalt." Herder schickt um dieselbe Zeit den aufs neue durchgesehenen „Götz" zurück: „Lieber Bruder, hier hast Du Deinen Götz, Deinen

ersten, einigen, ewigen Götz mit innig bewegter Seele. Die Korrekturen bedeuten nichts oder äußerst wenig . . . Gott segne Dich, daß Du den Götz gemacht hast, tausendfältig!" Zusammenfassend bemerkt Suphan in einem Vortrag (Deutsche Rundschau 1887, Heft 10): „Den engsten Zirkel, der sich um Goethe geschlossen hat, die engste Goethegesellschaft bilden Charlotte Stein, Herder und Herders Frau . . . Nirgends ist Goethe in diesen Jahren so ganz verstanden, so voll gewürdigt, so schön, ich meine so selbstlos geliebt worden, wie in dem Hause hinter der Kirche" . . . Noch 1787 schreibt Schiller an Körner (24. Juli): „Ich komme von Herdern. Er hat mir sehr behagt. Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Goethen liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung." Und so auch in einem späteren Briefe (12. Aug. 1787).

In jenen schönen Jahren entstand Herders umfangreiches Werk: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1784—91). Eine gedankenreiche, weitwirkende Geschichtsphilosophie oder, wenn man will: eine Naturgeschichte der Menschheit. Hier wurde zum ersten Male der Versuch gewagt, die vielfältige Entwicklung der Menschheit, ihre Gruppen und Zivilisationen organisch zu betrachten und aus den einzelnen Bedingungen zu verstehen. Als Ziel der gesamten Entwicklung wurde die Herausgestaltung echten Menschentums erkannt, echter „Humanität".

Daß ein so inhaltreiches Werk in seinen Einzelheiten Schwächen bieten würde, ließ sich voraussehen; der begriffsklare Kant, eine gar sehr andere Natur als Herder, äußerte in ausführlicher Kritik seine Bedenken; ebenso Nicolai. Wir dürfen, wenn wir uns moderne Fortsetzungen zu Herders Kulturgeschichte der Menschheit vergegenwärtigen wollen, etwa an Gobineaus Rassenwerk oder an Chamberlains vielgelesene und vielbefehdete „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", etwa auch an Jakob Burkhardts Betrachtungsweise denken. Als Goethe zu Rom den dritten Band gelesen, schrieb er an Herder (12. Okt. 1787): „Nur ein flüchtig Wort und zuerst den lebhaftesten Dank für die Ideen. Sie sind mir als das liebenswerteste Evangelium gekommen, und die interessantesten Studien meines Lebens laufen alle da zusammen. Woran man sich so lange geplackt hat, wird einem nun so vollständig vorgeführt. Wie viel Lust zu allem Guten hast du mir durch dieses Buch gegeben und erneut!"

Einige Tage später an Frau von Stein (27. Okt.): „Herders Ideen habe ich nun durchgelesen und mich des Buches außerordentlich gefreut. Der Schluß ist herrlich, wahr und erquicklich, und er wird wie das Buch selbst erst mit der Zeit und vielleicht unter fremdem Namen den Menschen wohltun" . . .

Mit anderen Worten: wissenschaftlich wird dies Buch überholt, seine Ideen werden aufgesogen werden von der fortschreitenden Forschung; aber seine Grundprinzipien werden in neuen Formen und Namen der Menschheit wohltun. So ist es tatsächlich gekommen.

Nur in einem Punkte haben wir jenes großgeistig gestimmte Zeitalter noch nicht überholt, ja noch nicht wieder eingeholt. Ich meine im religiös-philosophischen Idealismus. Lessing, wahrlich kein Phantast, hatte sein Lebenswerk mit dem kühnen Wort geschlossen: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" An Kühnheit und Sicherheit sind wir Modernen in diesen Dingen nicht gewachsen; vielmehr hat sich unsres Zeitalters eine Unsicherheit hinsichtlich der ewigen und letzten Fragen bemächtigt, deren positive Beantwortung jenen bedeutenden Menschen selbstverständlich war. Auch hier ging Herder auf den Urglauben der Menschheit zurück. Das Schlußkapitel des fünften Buches hat bei Herder folgende Überschrift: „Der jetzige Zustand des Menschen ist wahrscheinlich das verbindende Mittelglied zweier Welten". Und er führt dort den faustischen Gedanken aus: „Lebenslang will das Tier über den Menschen herrschen, und die meisten lassen es nach Gefallen über sich regieren. Es zieht also unaufhörlich nieder, wenn der Geist hinauf, wenn das Herz in einen freien Kreis will . . Das Leben ist also ein Kampf, und die Blume der reinen unsterblichen Humanität eine schwer errungene Krone . . . Da wahrscheinlich der künftige Zustand so aus dem jetzigen hervorsproßt, wie der unsere aus dem Zustande niedriger Organisationen: so ist ohne Zweifel auch das Geschäft desselben näher mit unserem jetzigen Dasein verknüpft als wir denken . . . Unsere Brüder der höheren Stufe lieben uns daher gewiß mehr und reiner, als wir sie suchen und lieben können: denn sie sehen unseren Zustand klarer; der Augenblick der Zeit ist ihnen vorüber, alle Disharmonien sind aufgelöst, und sie erziehen an uns vielleicht unsichtbar ihres Glückes Teilnehmer, ihres Geschäftes Brüder. Nur einen Schritt weiter: und der gedrückte Geist kann heiter atmen, das verwundete Herz

ist genesen: sie sahen den Schritt herannahen und helfen dem Gleitenden mächtig hinüber . . . Um Ort und Stunde deines künftigen Daseins gib dir also keine Mühe! Die Sonne, die deinem Tage leuchtet, mißt dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft und verdunkelt dir so lange alle himmlischen Sterne. Sobald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größeren Gestalt: die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagst und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf. Da sind Wohnungen, Welten und Räume . . . Sie selbst (die Erde) wird nicht mehr sein, wenn du noch sein wirst und in anderen Wohnplätzen und Organisationen Gott und seine Schöpfung genießest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zur Organisation, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen und segne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie, sie hat kein Anrecht an dich: mit dem Hut der Freiheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet, setze fröhlich deinen Wanderstab weiter!"

Da haben wir eine Herdersche Umschreibung zu Lessings schaukräftigem, phantasiekühnem, wanderfrohem Schlußwort: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"





Von Kant zu Schiller

Bisher haben wir uns, in rasch zusammenfassender Darstellung, mit den großen Vorläufern beschäftigt. Wir betreten nun unsren eigentlichen Bezirk. Wir wenden uns zu jener genialen Kraft, die sich im Königsberger Philosophen Immanuel Kant verkörpert hat und finden von ihm aus den Zugang zu Schiller.

Was bedeutet jene Kraft für den Gebildeten nicht nur damaliger Zeit? Warum ist ein Durchgang durch eine solche Kraft unerläßlich, wenn man zum Verständnis des klassischen Gemütszustandes vordringen will?

Ich sage absichtlich „jene Kraft." Denn es ist nicht meine Meinung, daß man nun fachmännisch das Kantsche System studieren müsse. Es kommt mir vielmehr auf das Ergebnis an.

Kant ist uns ein Sinnbild und Gleichnis für eine geklärte und gefestigte Geistes- und Willensverfassung. Kants gesunde Willensklarheit sammelt die Kräfte des Innern aus Zerstreuung und Schwärmerei. Er will uns durch diese Gedrungenheit die Herrschaft über Launen, Triebe, Einfälle verschaffen; er will uns durch nüchterne Feststellung des Möglichen vor Schwarmgeisterei bewahren. Er mag keine „windige, überfliegende, phantastische Denkungsart," keine „Religionsschwärmerei," keine „schmelzende, weichherzige Gefühle," keine „hochfliegende, aufblähende und das Herz eher welk als stark machende Anmaßungen" — es wimmelt von solcher Abwehr in seinen Schriften. Er ist herb und gesund wie Lessing.

Wohl ist er Idealist, aber kein Illusionist. Er trennt seinen Idealismus vom „empirischen des Cartesius," vom „mystisch-schwärmerischen des Berkeley," auch vom „träumenden und und schwärmenden Idealismus." Er nennt seinen Zustand den

„kritischen Idealismus"; man könnte das übersetzen: den sichtenden und sehenden Idealismus.

Idealismus? Es läßt sich, wenn wohl verstanden, ebensogut Realismus sagen. Denn Kant hat mit dem gefährlichen Satze, daß die Welt „nur" unsre Vorstellung sei, nichts zu schaffen. Unmißverständlich sagt er z. B. in den „Prolegomena" (§ 13, Anm. 1): „Der Idealismus besteht in der Behauptung, daß es keine anderen als denkende Wesen gäbe, die übrigen Dinge, die wir in der Anschauung wahrzunehmen glauben, wären nur Vorstellungen in den denkenden Wesen, denen in der Tat kein außerhalb dieser befindlicher Gegenstand korrespondierte (entspräche). Ich dagegen sage: es sind uns Dinge als außer uns befindliche Gegenstände unserer Sinne gegeben, allein von dem, was sie an sich selbst sein mögen, wissen wir nichts, sondern kennen nur ihre Erscheinung, d. i. die Vorstellungen, die sie in uns wirken, indem sie unsre Sinne affizieren (reizen). Demnach gestehe ich allerdings, daß es außer uns Körper gibt, d. i. Dinge, die, ob zwar nach dem, was sie an sich selbst sein mögen, uns gänzlich unbekannt, wir durch die Vorstellungen kennen, welche ihr Einfluß auf unsre Sinnlichkeit uns verschafft, und denen wir die Benennung eines Körpers geben, welches Wort also bloß die Erscheinung jenes uns unbekannten, aber nichtsdestoweniger wirklichen Gegenstandes bedeutet."

So fest steht Kant auf dem Boden der Wirklichkeit. Aber auch der Wirklichkeit, die in uns selbst als besondere Macht der Naturmacht gegenübersteht. Er ist daher weder Materialist noch Illusionist. Er rechnet mit beiden Wirklichkeiten: mit der empirischen der äußeren Erfahrung (die der Materialist allein beachtet) und mit dem inneren Vermögen der ideenbildenden Vernunft (in der sich der einseitige Idealist bewegt).

Demnach sind Erscheinungen wie Kant Orientierungspunkte des Menschengeistes. Sie sind Besinnung auf das Wirkliche und Mögliche. Den „großen Zermalmer" hat man ihn genannt; doch ist er auch der große Aufbauer. Er hat den unermeßlichen Wert der geistigen und sittlichen Persönlichkeit in den Mittelpunkt seiner Philosophie gestellt.

Erkenntniskritik und Moralkritik — das sind Kants beide Tätigkeiten, zu denen sich als dritte seine ästhetische Kritik gesellt. Dort die „Kritik der reinen Vernunft", ihr entsprechend die „Kritik der praktischen Vernunft"; und hier die „Kritik der Ur-

teilskraft". Sie hängen untereinander zusammen wie „kommunizierende Röhreu", in denen bekanntlich das Wasser gleich hoch steht, weil ihre Bodenflächen miteinander verbunden sind.

Dieser Systematiker liebt auch in der Ethik begründete Klarheit; höher als die „Liebe" steht ibm die „echte moralische Maxime"; und geradezu erhaben stimmt ihn die Betrachtung der unerschütterlich durchgeführten Pflicht. Freilich verstand Kant unter „Liebe" in diesem Falle etwas wie „Belieben" oder „Herzensaufwallung" oder spürt dies wenigstens als unangenehmen Beigeschmack auf der Zunge. In einfach-menschlicher Ausdrucksweise dürfte man etwa so sagen: höher als Launen-Liebe schätzt dieser phrasenhassende Philosoph die ruhige, weil festgegründete Treue. Treue zum Gesetz, zum Ideal. „Es ist sehr schön," heißt es in der „Praktischen Vernunft", „aus Liebe zu Menschen und aus teilnehmendem Wohlwollen ihnen Gutes zu tun oder aus Liebe zur Ordnung gerecht zu sein; aber das ist noch nicht die echte moralische Maxime unsres Verhaltens, die unserm Standpunkte, unter vernünftigen Wesen, als Menschen angemessen ist, wenn wir uns anmaßen, gleichsam als Volontaire, uns mit stolzer Einbildung über den Gedanken von Pflicht wegzusetzen und, als vom Gebote unabhängig, bloß aus eigener Lust das tun zu wollen, wozu für uns kein Gebot nötig wäre. Wir stehen unter einer Disziplin der Vernunft."

Disziplin der Vernunft . . . Hier ist der Punkt, wo sich Schiller gegen Kant auflehnt: der Schüler gegen seinen Meister. Im Aufsatz über „Anmut und Würde" spricht es Schiller aus: „In der Kantschen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davor zurückschreckt" usw. Und in zwei bekannten Distichen befreit sich der Dichter durch Scherz:

Gewissensskrupel

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung

Da ist kein andrer Rat: du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebeut.

Kant antwortet auf Schillers Aufsatz in seinem Buch über die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft"

(Ausgabe Kehrbach, S. 21, Anm.). Diese Antwort ist wichtig: sie ist eine Grenzbestimmung. „Herr Professor Schiller mißbilligt in seiner mit Meisterhand verfaßten Abhandlung „über Anmut und Würde" in der Moral diese Vorstellungsart der Verbindlichkeit, als ob sie eine karthäuserartige Gemütsstimmung bei sich führe; allein ich kann, da wir in den wichtigsten Prinzipien einig sind, auch in diesem keine Uneinigkeit statuieren; wenn wir uns nur untereinander verständlich machen können. Ich gestehe gern: daß ich dem Pflichtbegriffe, gerade um seiner Würde willen, keine Anmut beigesellen kann. Denn er enthält unbedingte Nötigung, womit Anmut in geradem Widerspruche steht. Die Majestät des Gesetzes (gleich dem auf dem Sinaï) flößt Ehrfurcht ein (nicht Scheu, welche zurückstößt, auch nicht Reiz, der zur Vertraulichkeit einladet), welche Achtung des Untergebenen gegen seine Gebieter, in diesem Falle aber, da dieser in uns selbst, ein Gefühl des Erhabenen unserer eigenen Bestimmung erweckt, was uns mehr hinreißt als alles Schöne." Dies ist echt Kant. Er mag sich weder von Launen, Lust und Liebe, noch von Poesie und Phantasie täuschen lassen.

Es ist der unerbittliche, preußische, friederizianische Pflichtbegriff, der sich hier philosophisch-ethische Formen geschaffen hat. Dieser Pflichtbegriff von Königsberg und Sanssouci geht den Musen voran und gestattet ihnen auf die Geschäfte selbst keinen Einfluß. In den Pausen dürfen sie dienen, wie sie dem großen König dienten. Hier ist Kants und hier ist Friedrichs Grenze; hier ihre prachtvolle Stärke. Solche sachliche Straffheit und Klarheit kennt, bei aller persönlichen Höflichkeit, keine Zugeständnisse.

Anscheinend liegt also hier eine Unversöhnlichkeit vor gegenüber den poetischen Zuständen Weimars. Und tatsächlich hätten sich die Träger dieses eisernen Pflichtbegriffes niemals biegsam und poesiefein genug erwiesen, um in Natur und Geselligkeit Weimars mitzulieben. Aber in Wahrheit hat das reife Weimar, verkörpert in Schiller und Goethe, Königsbergschen Geist in sich aufgenommen und verarbeitet. Ja, dies reife Weimar wäre nicht reif geworden ohne Kantsche Willensschulung. Ein gesellig-heitres Weimar der Singspiele, Jagden oder Liebeleien ist zwar ohne Pflichtbegriff möglich, ja entfaltet sich geradezu im Gegensatz zu jener Straffung; aber erst wenn Liebe mit Pflicht, Poesie mit Besonnenheit, Formensinn mit Sittigung zusammenfließen,

entsteht eine ganze, geschlossene Dichterpersönlichkeit. Und diese ist dann — und darauf will Schiller hinaus — doppelt so reich als die bloße Anmut, doppelt so reich als die bloße Würde; denn sie umfaßt und verschmilzt beides: Anmut und Würde.

Dies meinte ich mit meinen Eingangssätzen, wenn ich sagte, daß für den höher Emporsdringenden ein Durchgang durch die Kantsche Kraft unerläßlich ist.

Und so stehen wir denn hier einem überaus modernen, ja überzeitlichen und reinmenschlichen Problem gegenüber. Es kann dies gerade heute nicht entschlossen genug ins Auge gefaßt werden. Wir müssen also diese Stellung Schillers zwischen Kant und Goethe etwas genauer zu ergründen suchen. Es ist die Stellung zwischen Philosophie und Poesie; es ist der Ausgleich zwischen Ethik und Romantik.

Schiller war durch seinen Freund Körner auf Kant hingewiesen worden. Lange weicht er dieser Mahnung aus. „Daß ich Kanten noch lesen und vielleicht studieren werde, scheint mir ziemlich ausgemacht," schreibt er an Körner am 29. August 1787. Endlich aber packt und gewinnt ihn Kants ästhetisches Werk: „Kritik der Urteilskraft". Am 3. März 1791 schreibt er nach Dresden: „Du errätst wohl nicht, was ich jetzt lese und studiere? Nichts Schlechteres als Kant. Seine Kritik der Urteilskraft, die ich mir selbst angeschafft habe, reißt mich hin durch ihren lichtvollen geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten."

Was konnte Schiller Entscheidendes aus dieser Philophie gewinnen?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns des Dichters vorkantischen Geisteszustand vergegenwärtigen. Der Verfasser jugendlicher Gedichte und der „Räuber" neigte zu einem ungeklärten Phantheismus; Elemente von Leibniz, Wolff, Shaftesbury mischten sich in ihm mit Klopstockschen Tönen oder der damals umlaufenden Popularphilosophie; verdächtig gesellte sich ein untiefes Glückseligkeitsideal zu einem sinnlich-allgemeinen Umarmungsdrang.

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie" —

— so jubelt dort des Dichters dithyrambische Ganymedstimmung im Gedicht „Die Freundschaft“. Am bekanntesten formte sich diese zum Enthusiasmus neigende Gemütsart im Lied „an die Freude“:

„Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.“

Vom inneren Werte des Leidens ist in diesem Jugenddrängen noch keine Rede; auch findet hier noch keine Sammlung statt auf das innere Eine, was not tut. Er wird dies Eine später das „stillere Selbst“ nennen. Und so steht er auch seiner Lebensaufgabe: seiner Poesie gegenüber. „Ich stelle mir vor“, schreibt er an einem Aprilmorgen des Jahres 1783 aus der Bauerbacher Gartenhütte an den Meininger Bibliothekar Reinwald, „jede Dichtung ist nichts anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsres Kopfes . . . Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Anteil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen . . . Nun eine kleine Anwendung auf meinen Karlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um Bauerbach herum“.

Gegen diese richtige Grundempfindung, ohne die kein Dichter denkbar ist und der wir auch im jüngeren Goethe begegnen, wäre nichts einzuwenden. Aber unser philosophisch gestimmter Gedankenpoet macht daraus eine Art Philosophie. In der sogenannten „Theosophie des Julius“, in jenen philosophischen Briefen nämlich, die Schiller und Körner (Julius und Raphael) miteinander wechselten und in der „Thalia“ veröffentlichten (wobei freilich Schiller außer dem letzten alles selber schrieb), verdichtet sich diese Anschauung. Und da bricht nun Schillers schwärmerische Einseitigkeit zu Tage.

„Das Universum ist ein Gedanke Gottes“, schreibt da Schiller. „Die ganze Summe von harmonischer Tätigkeit, die in

der göttlichen Substanz beisammen existiert, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur ist ein unendlich geteilter Gott." Und nun bestehe des Menschen Aufgabe darin, „aus diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in den Phänomenen". Und dichterisch heißt es weiter: „Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den tätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte: ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo . . . Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahnten höheren Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unserer Geliebten. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im kleinen und großen der Natur aufzulesen und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit . . . Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens".

Wenn wir die Proben aus diesem vorkantischen Weltumarmungsdrang des Dichters auf uns wirken lassen, wird sich uns immer mehr die Empfindung aufdrängen: dies ist zunächst einmal nur Gefühl. Dies Gefühl kann sich zwar zu Grundsatz und betätigter Einsicht verdichten, es kann aber auch ebenso gut zerflattern und in nebelhafter Allgemeinheit zerfließen. Hier muß eine Verdichtungskraft hinzutreten.

In der Tat: am Schluß des „Don Carlos", dieses Weltbeglückungsdramas, in dem ein ethisch gestimmter Marquis Posa so viel zu sagen hat; sodann in den Briefen über Don Carlos; und im letzten jener theosophischen Briefe zwischen Julius und Raphael, geschrieben vom Kantianer Körner, ist der Weg angedeutet. Schiller ahnt ihn nicht nur theoretisch; er befolgt ihn bald auch praktisch. Es ist der Weg zu Kant.

„Unter beiden Freunden (Carlos und Posa)“, so heißt es in den Briefen über Don Charlos, „bildet sich also ein enthusiastischer Entwurf, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, der der menschlichen Gesellschaft erreichbar ist“ . . . Zuvor aber mußte der Jüngling, „Begierden übermeistert haben, die einem solchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er seine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Mannes genug sei, über den Schmerz zu siegen . . . Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen“. Das lautet plötzlich anders. Mit Enthusiasmus allein also wird kein dauernd Werk geschaffen; denn dem Reformanden- und Weltbeglückungsdrang werden sich Hindernisse entgegenstellen; Enthusiasmus wird in Zorn und Verbitterung umschlagen, wenn nicht die unerläßliche Kraft der Besonnenheit den Enthusiasmus fest am Zügel hat. Mit anderen Worten: zum drängenden Gefühl wird das gesammelte klare Denken, wird der geläuterte Geschmack in Auswahl und Handhabung der Mittel unerläßlich sein. Und zu dieser Besonnenheit eben will Kant erziehen.

In jenem Briefwechsel der philosophierenden Jünglinge hat, wie gesagt, der etwas reifere Körner das Schlußwort.

„Mit innigem Vergnügen“ hat er von den schwungvollen Ideen seines Julius Kenntnis genommen. „Sie sind einer Seele wie der deinigen wert. Aber hier konntest und durftest du nicht stehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter und Genüsse für jede Stufe des Geistes. Du sollst zu einer höheren Freiheit des Gesetzes gelangen, wo du solcher Behelfe nicht mehr bedarfst.“

Behelfe? Wir horchen auf. Jene schöne Gedankenpoesie, von Liebes- und Hilfedrang durchglüht, soll ein „Behelf“ sein?

Körner, genannt „Raphael“, holt weiter aus. Er legt dar, daß die unterste Geistesstufe darin bestehe, gehorchen zu lernen, d. h. nachzulernen, was Reifere vorgedacht. Diese Unterjochung des Geistes gelingt von allen Erziehungskunststücken gewöhnlich am ersten. In diesem Zustand der Unmündigkeit befand sich Julius d. h. Schiller, als ihn Raphael-Körner kennen lernte; Julius hatte als Denker noch keine eigene Meinung. Nun bestand die Erziehung durch Marquis Posa-Körner darin, daß er seinen Schüler verlockend auf den „Wert des Selbstdenkens“

aufmerksam machte, indem er ihm „Zutrauen zu den eigenen Kräften“ einflößte. „Alles kam darauf an, dich auf den Wert des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzuflößen. Der Erfolg deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt als dein Scharfsinn. Aber eben dies begeisternde System“ (von dem wir vorhin die Proben vernommen haben) „gab dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Tätigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwicklung deiner trefflichsten Anlagen beförderte. Jetzt hat sich die Szene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft dieser Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts, und du bedarfst keiner Schonung mehr.“

Das hört sich hart an. Was meint Körner damit? Hier schon hätte Schiller lächelnd einwenden können, was er tatsächlich am 15. April 1788 in einem Brief an Körner geschrieben hat: „Ich müßte mich sehr irren, wenn das, was du von trockenen Untersuchungen über menschliche Erkenntnis und demütigenden Grenzen des menschlichen Wissens fallen ließest, nicht eine entfernte Drohung — mit dem Kant in sich faßt. Was gilt's, den bringst du nach? Ich kenne den Wolf am Heulen.“ Aufs Haar genau paßt dieses scherzende Wort; Raphael-Körner will in der Tat auf Kant hinaus. Aber er deutet das nur ganz allgemein an. „Daß ein (pantheistisches) System wie das deinige“, schreibt er, „die Probe einer strengen Kritik nicht aushalten konnte, darf dich nicht befremden. Alle Versuche dieser Art, die dem deinigen an Kühnheit und Weite des Umfangs gleichen, hatten kein andres Schicksal . . . Der erste Gegenstand, an dem sich der menschliche Forschungsgeist versuchte, war von jeher das Universum. Hypothesen über den Ursprung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Teile hatten jahrhundertelang die größten Denker beschäftigt, als Sokrates die Philosophie seiner Zeiten vom Himmel zur Erde herabrief“ . . . Da haben wir die wichtige Wendung: jene Theosophie des Julius ist zu wenig auf der Erde. „Aber die Grenzen der Lebensweisheit“, fährt Körner fort, „waren für die stolze Wißbegierde seiner Nachfolger zu enge.“ Und so entstanden wiederum Systeme über Systeme, die von Raphael durchweg und grundsätzlich abgelehnt werden. Er vermißt sich, Rechenschaft zu geben von den Gründen dieser

Ablehnung: „aber hiezu müßte ich freilich eine etwas trockene Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntnis vorausschicken, die ich lieber auf eine Zeit verspare, da sie für dich ein Bedürfnis sein wird. Noch bist du nicht in derjenigen Stimmung, wo die demütigenden Wahrheiten von den Grenzen des menschlichen Wissens dir interessant werden können." Da sind wir nun vollends bei Kant.

Dem etwaigen Einwand Schillers, das sei ja schließlich nur „Resignation nach so viel glänzenden Hoffnungen", begegnet Körner mit der gegenteiligen Aussicht. Grade „das Bewußtsein des Adels deiner Seele in dir zu beleben, dies ist mein Zweck". Also ein Neuaufbau vom Menschen aus, nicht vom Universum; und zwar vom Kern des Menschen aus: von jenem in uns wirkenden schöpferischen Vermögen aus. „Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoff zur Wirksamkeit noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein. Und dieser Beruf ist auch der deinige, Julius." Dies ist das Ergebnis. Es ist nichts anderes als jene Sammlungskraft, die später Schiller in die Worte fassen wird:

„Wer etwas Treffliches leisten will,
Hätt' gern was Großes geboren:
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft."

Oder was er in den Unterhaltungen mit Frl. v. Wurmb (1801) so ausdrückt: „Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten, wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art groß." Es ist dies dasselbe, was der besonnene Goethe bekanntlich als „weise Beschränkung" bezeichnet: worin sich der „Meister" gewordene Mensch, der nicht mehr schwärmt und schweift, wahrhaft schöpferisch zu begrenzen weiß.

Dies ist der Übergang von einem fliegenden Pantheismus zu einem schreitenden Kantianismus.

Von jetzt ab wird Schillers stolz-bescheidenes Denken nicht mehr über das Universum spekulieren, sondern sich an den Menschen halten. Und zwar an die im Menschen wirkende, also von uns allen erreichbare, nachprüfbare „Macht, die keiner Macht der Erde weicht". Er wird nun besonders schön vom Erhabenen sprechen; denn jene Kraft in uns stimmt uns erhaben, wie Schiller sagt, oder „ehrfürchtig", wie sich Goethe ausdrückt.

Schiller wird dieser Macht in ihren geschichtlichen Äußerungen nachspüren; Goethe wird sie in ihrem Wechselverhältnis zur Natur kontrollieren und ergänzen. So wird der naturferne Schiller vom unfruchtbaren Subjektivismus genesen; und der Naturforscher Goethe wird auch auf die Fähigkeiten des Innern achten.

Aber das Erhabene ist nur die eine Seite der Lebensentfaltung, und das Bewußtsein innerer Würde ist nur das Knochengerüst unseres höheren Lebens. Schon Kant stellt aber — in der „Kritik der Urteilskraft" — neben das Erhabene das Schöne. Und so gesellt Schiller zu der durch Kant errungenen Würde die Anmut, die ihn Goethe lehrt.

Anmut ist das weibliche Element und umfaßt alles Heitre, Gefällige, Zarte, Liebreizende; die Würde umfaßt alles Heroische und Harte. Es sind keine Gegensätze, brauchen keine Gegensätze zu sein; vielmehr kann sich beides ergänzen. Die vollendete Harmonie beider Geistesstimmungen und Seelenzustände vollzieht sich in der sogenannten „schönen Seele". Der Ausdruck läuft schon bei Rousseau umher; von „bel esprit" (Schöngeist) hatte man schon lange gesprochen; der seelenvollere Rousseau spricht von „belle âme" (schöne Seele). Aber wie vertieft sich dieser etwas sentimentalische Begriff im Zeitalter Kants und der weimarischen Dichter! „Eine schöne Seele nennt man es," bemerkt Schiller (Über Anmut und Würde), „wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen nicht eigentlich sittlich, sondern der ganze Charakter ist es."

Mit andren Worten: Pflichtgefühl und Liebesdrang haben einen innigen Bund eingegangen; Poesie und Weisheit haben sich versöhnt.

Hier hätte Kant allein einen Schiller nicht geführt. Denn die denkbar höchste und beste Philosophie und Ethik erzeugt nicht jene liebenswürdige menschliche Fähigkeit dichterischen Gestaltens. Da tritt nun der Bildner Goethe hinzu; die Muse schwebt heran; Grazien spielen um die Strenge des Philosophen. Und da fällt uns nun Kants Wort wider Swedenborg ein, das Schattenreich sei das Paradies der Phantasten. Ja gewiß: aber es ist auch

das Paradies eines ganzen luftigen Gesindels von Elfen und Feen, von Wichteln und Gnomen, von Göttern und Heroen. Scharen von Gesichten und Gestalten strömen von dorther dem Dichter zu. Und doch behält Kant recht, insofern er sagen will: nur der gefestigte Charakter kann diese von der Phantasie heraufbeschworenen Geister, Schatten und Dämonen, diese Stimmungen und Einfälle wirklich beherrschen. Er beherrscht sie, indem er sie, in seinem Falle, in dichterische Form und rhythmische Bewegung zwingt.

Man möge in neueren Werken, etwa in Karl Vorländers sachlich unterrichtenden Aufsätzen „Kant, Schiller, Goethe" (Leipzig, Dürr, 1907), das Verhältnis der beiden Dichter zu Kant nachlesen. Uns kam es hier darauf an, das innere Lebensverhältnis Schillers zu Kants geistiger Zucht ins Licht zu setzen. Schiller hat von Kant gelernt die Kraft des Zusammenfassens; die reinliche Sonderung der Begriffe; die edelbescheidene Begrenzung auf das Mögliche; den Stolz auf die innere Schöpferwürde. Und mit der so errungenen Klarheit hat er in entscheidenden Stunden auf den damals etwas stockenden Goethe neubelebend eingewirkt, wie wir später sehen werden.

Damit sind wir nun bei den weimarischen Genies angelangt. Noch einmal werfen wir einen Blick zurück auf die beiden nordischen Pflichtgenies in Sanssouci und Königsberg, von denen wir hiemit Abschied nehmen.

Kant und Friedrich der Große — königlicher Philosoph und philosophischer König. Der vergeistigende Willen ist das Rückgrat ihres fast eigensinnig in sich geschlossenen Lebenswerkes.

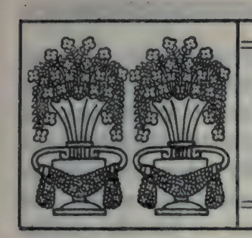
Einen hageren, fast einem Kinde gleichenden Körper legte man in Sanssouci und legte man in Königsberg auf die Bahre. Dort Kampf mit Widerständen und Krankheiten, hier Besiegung ursprünglich schwächlicher Anlage. Tagewerk hier und dort nach der Uhr. Beide schnupfen — Kant raucht täglich eine Tonpfeife — und sind starke Esser; beide lieben geistvoll-zwanglose Tischgesellschaft. An diesem Punkt hängt ihre Geistigkeit mit den Behaglichkeiten des äußeren Lebens zusammen. Der König lebt von seiner Gattin durchaus getrennt und macht ihr nur jährlich an ihrem Geburtstag eine kurze offizielle Aufwartung; Kant ist Junggeselle. Das weibliche Element ist aus diesen Bezirken dort und hier verbannt.

Friedrichs philosophisch herbes Königtum entspricht dem königlichen Gefühle Kants von der Macht in uns und von der Pflicht in uns. Könige sind beide.

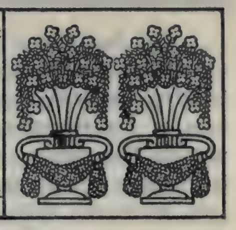
Ausgebreitete Einzelkenntnisse, Gedächtnis und rasche Orientierungsgabe besitzen beide. Auch in ärztlichen, gesundheitlichen und ähnlichen Dingen des äußeren Tages haben beide eine scharfe Aufbewahrungskraft. In ihren Manieren sind sie liebenswürdig und zeichnen sich durch Höflichkeit des Herzens aus.

Diese Arbeitsnaturen sind gleichsam aus Metall und Draht. Ohne die Energien eines Kant und Friedrich des Großen kein Schiller und Fichte, kein 1813 und 1870, kein Bismarck und kein Reich.





Schiller



Mit dem rasch und dramatisch klingenden Namen Friedrich Schiller verbindet sich uns die Empfindung eines rastlos vorwärtsschreitenden Veredlungsdranges. Wir alle wissen von Schillers mancherlei Not und Krankheit; aber dies drückt uns bei dieser Persönlichkeit nicht nieder, denn wir wissen auch von seiner machtvollen, ja freudigen inneren Gegenkraft. Dieser mutige Ringer um die Krone des Lebens hat sein körperlich Wohlbehagen eingesetzt, um das ideale Dasein zu gewinnen. Durch sein Heldenleben zieht sich der nie beirrte Drang, die Angst des Irdischen abzuwerfen und die steilen Pfade zur Unendlichkeit emporzudringen.

Dieser Drang, der ihm aus schwerer Jugend zu klassischer Klarheit und Vollendung hindurchhalf, wurde vom Schicksal in oft wunderbarer Weise von außenher unterstützt. Wohl spricht er es einmal schmerzlich in einem Brief an Karoline von Beulwitz aus (25. August 1789): „Durch eine traurige, düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein, und eine herz- und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte, schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle. Den Schaden, den dieser unselige Anfang meines Lebens in mir angerichtet hat, fühle ich noch heute.“ Aber kurz darauf ergänzt er dies Klagewort in einem bescheidenen Dankeswort an die Gräfin Schimmelmann (23. November 1790): „Was ich Gutes haben mag, ist durch einige wenige vortreffliche Menschen in mich gepflanzt worden; ein günstiges Schicksal führte mir dieselben in den entscheidenden Perioden meines Lebens entgegen; meine Bekanntschaften sind auch die Geschichte meines Lebens.“

In der Tat: geradezu ergreifen kann es, wenn man die oft entscheidende Einwirkung von Freundeshilfe in diesem nicht leichten äußeren Leben ins Auge faßt. Freund Streicher, mit dem er die Flüchtlingszeit verlebte; Frau Henriette von Wolzogen und ihr Bauerbach; Frau Charlotte von Kalb; dann der wichtige lebenslang treue Freund Körner; hernach in dringendster Not jene finanzielle Hilfeleistung aus dem Norden: — sie alle greifen wie gute Genien in sein Leben ein. Die anmutigste dieser guten Genien hieß Lotte von Lengefeld; sie gesellte sich dauernd an des Dichters Seite. Und endlich noch wurde ihm das Glück zuteil, durch die Freundschaft mit Goethe vollends abgerundet und verfeinert zu werden.

So ist Schillers Entwicklung ein Geistesringen von prachtvoller Stetigkeit und Aufeinanderfolge, wobei sich inneres Bedürfnis und äußere Gewährung geradezu künstlerisch entsprechen.

Als einmal Riemer und Eckermann mit dem greisen Goethe — es war im Jahre 1825 — über Schiller ins Gespräch kamen, bemerkte Riemer: „Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen war stolz; nur die Augen waren sanft." — „Ja", sagte Goethe, „alles übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein ... Schillers Talent war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stücke schritt er vor und ward er vollendeter ... Er war ein wunderlicher großer Mensch. Alle acht Tage war er ein andrer und ein vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil."

So spiegelt sich hier und an manch andrer Stelle das Andenken an Schiller noch zwanzig Jahre nach des Dichters Tod in Goethes treu bewahrendem Freundesgemüt.

Und so wollen auch wir Heutigen, einem weichlichen Ästhetentum gegenüber, von Schillers Männlichkeit ausgehen. „Es ist das Leben eines ganzen Mannes, das sich hier ausspricht," betont der Schillerbiograph Eugen Kühnemann, „nicht das eines schwärmenden Jünglings, der nur Jünglingen etwas zu sagen hätte. Nur ein Mann dringt in diese Tiefen ein, in welche die Mehrheit der Deutschen ihm ja einstweilen auch noch nicht nachgedrungen ist."

Man darf diesen früh Vollendeten nicht mit der umfassenden Ruhe Goethes vergleichen, der bei ganz andren Lebensbedingungen und Naturanlagen über ein Menschenalter länger sich entfalten konnte. Der Bergstrom Schiller war von jäherer Gangart, kühner, stürmischer. In 45 Lebensjahre drängte sich sein Programm zusammen. Als hätte er sein kurzes Leben geahnt — und er hatte Grund zu solcher Ahnung — eilte er von Stufe zu Stufe, bis sein körperlicher Kraftvorrat restlos aufgebraucht und ein geistiger Abschluß erreicht war. Mit dem Freiheitsdrama „Die Räuber" war er ausgezogen, mit dem Freiheitsdrama „Wilhelm Tell" schloß er ab.

Leicht lassen sich die Abschnitte dieser geistigen Entwicklung zahlengemäß behalten, wie ich schon anderwärts in meinen Ausführungen über Schiller dargetan habe. Und zwar an der Hand der Grundzahl 7. Im Jahre 1773 wird der 14 jährige Jüngling vom Herzog Karl Eugen auf die Akademie als Schüler eingefangen; im Jahre 1780 befreit er sich innerlich vom absolutistischen Druck durch Niederschrift der „Räuber"; im Jahre 1787 zieht er zum ersten Male nach Weimar, um sich dort in der Stille zu vertiefen, nicht mehr dem Theaterpublikum dienend, vielmehr der Selbsterziehung gewidmet; und nach abermals 7 Jahren (1794) gründet er die „Horen" und findet sich in Freundschaft mit Goethe zusammen.

Damit war nun das Hochland erreicht. Es galt nun, sich auf dieser Höhe zu behaupten. Und das hat der Dichter des „Wallenstein" redlich getan; mit dieser mächtigen, gestaltenreichen, gehaltschweren Trilogie schloß das Jahrhundert ab. Und so vollendet sich die mit Lessing einsetzende dramatische Bewegung. Die deutsche Bühne besaß nun ein historisches Drama großen Stils, das zwischen Shakespeare und den Griechen die Mitte hält. Und der Dichter benutzt den Rest seines Lebens dazu, der Bühne einen bedeutsamen Spielvorrat zu schenken, der auf ein volles Jahrhundert vorgehalten hat und wohl noch lange dauern wird. Schon daß Schiller diesen Grundstock geschaffen und so die Bühne am gänzlichen Verflachen im materialistischen 19. Jahrhundert verhindert hat, ist eine Tat, für die wir seinem Geist nicht genug danken können.

Es liegt jedoch nicht in unsrer Absicht, Schillers gesamten Werdegang hier zu schildern. Wir setzen mit unsrer Betrachtung dort ein, wo der Wandrer, von Dresden kommend, zum ersten Male weimarischen Boden betritt.

Es geschah dies im Hochsommer des Jahres 1787. Am 21. Juli fuhr Schiller in das stille Städtchen ein und stieg im „Erbprinzen" ab. Goethe befand sich noch in Italien, der Herzog in preußischen Kriegsdiensten. Aber Schillers schwäbischer Landsmann Wieland, der gastfreie, war anwesend; auch Herder; und nicht minder wichtig wurde die wieder auftauchende, gern beratende und etwas bevormundende Freundin von Mannheim her, Charlotte von Kalb, mit der er zusammen sogar an den Hof nach Tieffurt, zur Herzogin Anna Amalia, eingeladen wurde.

Doch dies alles war nach außenhin erst noch ein unsicheres Tasten. Die Wichtigkeit dieser ersten weimarischen Jahre beruht auf anderem. Ist uns der frühere, suchende, bedrängte Schiller von Mannheim, Bauerbach, Leipzig, Dresden um seiner tapfer durchgekämpften Notlage willen verehrungswürdig, so bewundern wir hier in Weimar Schillers zähe, geschlossene Arbeitskraft. Es begann hier das Aufbauen der inneren Welt. Zu diesem Zwecke hatte er sich vom Dresdner Freundeskreise getrennt. „Die wenigen freien Atemzüge," schreibt er an Körner (14. Dezember 1787), „die ich jetzt unter der Last von Folianten und staubigen Autoren erhaschen kann, gehören größtenteils Euch, meine Lieben; denn auch meine hiesigen Verbindungen gewinnen durch Beziehung auf Euch erst ihren Wert für mich . . . Mein Leben geht jetzt einen höchst ruhigen, aber dabei sehr tätigen Gang. Jeder Tag hat für mich 12 arbeitsvolle Stunden, und sehr oft noch einige mehr." Diese Arbeitskraft bestätigte später auch Goethe im Gespräch mit Falk (Sommer 1794): „Goethe erzählte mir," schreibt Falk, „daß Schiller mit unsäglicher Anstrengung arbeite. Als Schiller sich noch in Weimar befand, verschloß er sich oft acht Tage lang und ließ sich von keiner Seele sprechen. Abends um acht stand noch sein Mittagessen vor seinem Studierpult."

Worin bestand nun diese nie ermattende Beschäftigung? Die Arbeit am „Don Carlos" hatte den Dichter zum Studium der Geschichte geführt. An Stelle seines gescheiterten Infanten, der ja in den Niederlanden sein weltbeglückendes Reformationswerk hatte beginnen wollen, begab sich der Dichter selber nach Flandern: er erzählte den Deutschen die Geschichte des Abfalls der Niederlande. Von dort zog er weiter und kam zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. In beiden Fällen förderte der Dichter, der auch hier naturgemäß mehr lebendiger Gestalter

als trockener Forscher war, keine umwälzenden Tatsachen oder neue wissenschaftliche Methoden zu Tage; das hätte weder seinem Wesen noch seinem Zweck entsprochen. Er gab aber ein wirksam Beispiel, wie man Tatsachen in ihrem Wesentlichen künstlerisch zusammenfaßt und mit menschlich-warmer Lebendigkeit darstellt. Abgesehen von der Bereicherung seines Wissens und seiner Einsicht in historische Zusammenhänge, hatte er, der allzu Subjektive, den wir kürzlich noch in der „Theosophie des Julius" schwärmen gesehen, den persönlichen Geistesgewinn davon, daß er sich in so fester Tätigkeit zur Achtung vor den Tatsachen erzog. Dies ergab ein Gegengewicht gegen die ihm anhaftende Neigung zur uferlosen Spekulation.

Und wie in das Land der Geschichte, so entfernte sich Schiller durch Lektüre der Griechen von seinen Zeitgenossen. Wieder aus einem Lebensdrang heraus: um optischen Abstand zu gewinnen. In einem längeren unruhvollen Briefe des Jahres 1788 (20. Aug.) finden wir in der ersten Hälfte die Worte: „Herz und Kopf jagen sich bei mir immer und ewig; ich kann keinen Moment sagen, daß ich glücklich bin, daß ich mich meines Lebens freue. Einsamkeit, Abgeschiedenheit von Menschen, äußere Ruhe um mich her und innere Beschäftigung sind der einzige Zustand, in dem ich noch gedeihe ... Alle meine Leiden sind bisher Folgen von Wünschen und Neigungen gewesen, die mir die Gesellschaft gegeben hat; die wenigsten meiner wenigen Freuden hab' ich von ihr empfangen. Mein Geist wirkt mehr im Stillen, im Umgange mit sich selbst; selbst für andere wirkt er so mehr. Seit 6 oder 8 Jahren bin ich ein so äußerst abhängiger Mensch von tausend Armseligkeiten geworden ... Du wirst fragen, was ich denn eigentlich will. Das weiß ich selbst nicht. Aber ich fühle, daß ich noch nicht in dem Element schwimme, für das ich eigentlich gehöre". Als Schiller diese unbehaglichen Worte schrieb, hatte er bereits Lotte von Lengefeld kennen gelernt; an ihrer sanften Ruhe maß er seine eigene Unruhe. Demnach ging sein Drang unbewußt auf Beruhigung; der Wanderer sehnte sich nach dem festen Pol. Wir finden deshalb in demselben Briefe folgende merkwürdige Sätze, die nicht ohne inneren Zusammenhang mit der soeben mitgeteilten Unruhe-Stimmung sind: „Ich lese jetzt fast nichts als Homer. Ich habe mir Voßens Übersetzung der Odyssee kommen lassen ... Die Iliade lese ich in einer prosaischen Übersetzung. In den nächsten

zwei Jahren, habe ich mir vorgenommen, lese ich keine moderne Schriftsteller mehr. Keiner tut mir wohl; jeder führt mich von mir selbst ab, und die alten geben mir jetzt wahre Genüsse. Zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplizität zu entfernen anfing. Du wirst finden, daß mir ein vertrauter Umgang mit den Alten äußerst wohltun, vielleicht Klassizität geben wird."

Auch hier erweist es sich, wie eng Leben und Literatur ineinandergreifen. Eine tiefergreifende Geschmacksbildung ist immer zugleich eine Umbildung und Erhöhung unseres ganzen Lebenszustandes.

Aber auch bei einem Schiller war diese geistige Entwicklung nicht etwa ein abstraktes Programm; lächelnd sehen wir Lotte in seine Studien treten; und um seine strenge Tätigkeit her machte sich die lebendige, warmblütige Einwirkung der Mitlebenden bemerkbar, z. B. eben damals eine erste Begegnung mit Goethe. Und der Verkehr im Hause Lengefeld zu Rudolstadt brachte ganz von selber mindestens so viel Gemütsbildung mit sich als die Beschäftigung mit des Euripides „Iphigenie in Aulis". Das Ziel hinter alledem aber ist: Reife und Ruhe.

Hier schon taucht übrigens — von Professor Reinhold in Jena angeregt — auch Kant auf, ohne daß sich aber Schiller, zu Körners Bedauern, bereits jetzt fest und folgerichtig mit dem schwer zu lesenden Philosophen beschäftigen mochte.

Und so finden wir denn hier, teils bewußt, teils geführt, Schiller jene Forderung befolgen, die er dann selbst in den „Briefen über ästhetische Erziehung" aufgestellt hat. Der Künstler, so rät er dort, befreie sich von seiner Zeit und stelle sich zu ihr und ihrem verwirrenden Durcheinander in eine leidenschaftslose Entfernung, damit er reiner und klarer als die üblichen Mitläufer sein Zeitalter überschauen lerne. Er möge also unter andrem Geisteshimmel, etwa bei den Griechen, zur Mündigkeit reifen und dann, als Mann zurückkehrend, sein Jahrhundert läutern und reinigen. Er hat alsdann die absolute, unwandelbare Einheit seines Wesens nach der Unruhe der Jugendbrausejahre gefunden; aus dem reinen Äther seines Wesens wird fortan diese reife Ruhe auch auf andre übergehen, die sich wie er zum festen Port hindurchringen möchten.

Aus solchem Suchen und Kämpfen, wovon die Briefe an Körner ein beredtes Zeugnis sind, entstanden erlebte Gedankengedichte wie die „Künstler". Dies lange Programmgedicht sieht an sich recht trocken, recht lehrhaft aus. Aber es ist darin erlebte Weisheit. Wie Schiller in diesem Gedicht die Menschheit emporwachsen läßt aus „Sinnenschlaf" zur „schönen, freien Seele", zum „holden Gleichmaß", zur „Gedankenwürde", so rang er selber sich damals empor. Schillers Werdegang, aus äußerer Unfreiheit und innerer Unsicherheit empor zu einem verinnerlichten Freiheitsbegriff, hat in dieser Hinsicht etwas Programmatisches für uns alle. „In dem philosophischen Gedicht „Die Künstler", sagt Karl Berger in seiner Schillerbiographie, „faßt Schiller noch einmal alles, was die Geschichte ihn gelehrt, was denkende Betrachtung über seine Kunst und die Versenkung in die Antike ihm erschlossen, was sein eigener Genius ihm gedeutet, unter einer einheitlichen Idee zusammen. In Schillers Persönlichkeit lag ein unwiderstehlicher Drang, alles, was als Ahnung in seiner Seele schlummerte, hervorzuheben zum hellen Lichte des Bewußtseins und das Erkannte mit kraftvoller geistiger Freiheit zu außerordentlicher Wirkung zu bringen. Sein Jugenddenken war vom Trieb nach metaphysischer Erkenntnis beherrscht, seinem dichterischen Bedürfnis hatte eine Weltansicht entsprochen, die in dem Universum ein Kunstwerk, in Gott den Künstler sah. Aber dann war aus dem Innersten seiner tatkräftigen Natur die Überzeugung emporgewachsen, daß der Mensch zum Handeln geboren sei, daß die Ausbildung seiner Anlagen und Kräfte und ihre Auswirkung im Dienste des Ganzen seine Bestimmung sei: nicht rückwärts in einem erträumten Naturzustande soll der Mensch Glück und Vollkommenheit suchen, sondern mitten im Strom des geschichtlichen Lebens fortschreiten zu immer höherer Entwicklung. So mußte für ihn die Frage entstehen: was kann die Kunst, was kann der Künstler zur Verwirklichung dieses Ideals beitragen?"

Mit andren Worten: die ethische Ader im Dichter des „Don Carlos" wollte zusammenfließen mit dem poetischen Drang. Und beide wollten in einem dritten Reich eine höhere Einheit bilden. Es galt also, die Kunst zu adeln; es galt, den Begriff Kunst über das Handwerksmäßige hinaus zu erheben. Künstler in weiterem Sinne ist nunmehr jeder, der bildend an sich und andren schafft; so vor allem der echte Erzieher, der Menschenbildner; die

zu bildenden jungen Menschen sind sein Marmor, er formt diesen Rohstoff zu Kunstwerken. Und so stehe jeder Mensch seinem oft so schweren Leben als ein willensfester und gestaltungsklarer Künstler gegenüber; er forme sein Lieben und Leiden, Sehnen und Entsagen zu einem Kunstwerk.

Diese bedeutsame Erweiterung des Kunstbegriffs, in so edlen Formen ausgesprochen, tritt zum erstenmal mit dem Dichter der „Künstler" in die neudeutsche Literatur ein. Schiller erscheint hierin als eine Fortsetzung etwa eines Walther von der Vogelweide.

Überschauen wir nun aber, was Schiller in jenen Jahren gedanklich gearbeitet hat, so erhebt sich uns immer dringlicher die besorgte Frage: wird er sich nicht im Theoretischen verlieren? wird es nicht der Reflexion zu viel? wird er nicht der Last dieser gedanklichen, sittlichen, wissenschaftlichen Selbsterziehung künstlerisch erliegen? — Und in der Tat ruft einmal Körner mahnend herüber (3. Juni 1788): „Ich komme immer darauf zurück, daß du nicht berufen bist, ein Gelehrter, sondern ein Künstler zu sein." Ihm antwortet aber der Unermüdliche in einem späteren Briefe mit einem Wort, das blitzhell und ergreifend unsere Ausführungen um einen neuen Gesichtspunkt bereichert (1. Okt. 1788): „Eigentlich ist es ein Unglück für dich, daß dich der Hunger nicht zum Schreiben zwingt wie unsereinen." Der Satz ist knapp und deutlich. Schiller arbeitete nicht nur für seine Innenwelt: er mußte zugleich die schriftstellerischen Ergebnisse dieser bitterernsten Selbsterziehung finanziell verwerten. Er war ja völlig mittellos.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die Arbeitslast dieses freien Schriftstellers großen Stils! Schiller arbeitete zunächst für die von ihm redigierte „Thalia", die monatlich bei Göschen erschien; er schrieb dafür z. B. den Roman „Der Geisterseher". Sodann lieferte er für Wielands „Merkur" Beiträge: es erschienen dort u. a. die „Briefe über Don Carlos" und die „Götter Griechenlands". Drittens war er Mitarbeiter an der von Schütz geleiteten „Allgemeinen Literatur-Zeitung": hier erschien z. B. der bekannte Aufsatz über Goethes „Egmont". Ferner veröffentlichte er von historischen Arbeiten eine Sammlung der „merkwürdigsten Verschwörungen und Rebellionen", deren erster und einziger Band 1788 erschien. Gleichzeitig plante er eine zweite Memoirensammlung, wovon im folgenden Jahre ein Band erschien, von ihm herausgegeben und eingeleitet, manches darin auch von ihm

selber übersetzt und bearbeitet. Daneben bedenke man die Unmasse von Briefen, die Schiller geschrieben hat! Die siebenbändige Sammlung der Schillerbriefe (von Fritz Jonas, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) enthält 2052 Briefe. Das sind aber lange nicht alle. Dem Jahre 1789 z. B. gehören etwa 120 Briefe an; an einem Tage dieses Jahres (15. Nov.) läßt er in einem Schreiben die Bemerkung fallen: „Das ist der elfte Brief, den ich heute schreibe!" Erhalten sind uns aber unter diesem Datum nur zwei Briefe. Danach kann man abmessen, wie viele Briefe sich mögen verloren haben.

Vergleicht man diese außerordentliche Arbeitsanstrengung — ein Arbeiten um den inneren Menschen und ein Arbeiten ums liebe Brot — mit Goethes freilich auch bedeutsam fleißigem, aber reich ausgebreiteten Aufenthalt in Italien: wird es uns dann wundern, wenn in Schiller eine „ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe" dem größeren und glücklicheren Dichter gegenüber aufsteigt? Der Name „Goethe" zieht sich sehr zahlreich durch die Briefe an Körner; der Dichter ist seine Sehnsucht und sein Unbehagen. Es mutet uns, die wir zurückschauend beide Seiten überblicken, wie einer jener vielen, die Erkenntnis des Menschen demütigenden Scherze der Weltgeschichte an, wenn Minister Goethe den ringenden jüngeren Dichter zwar zum Professor in Jena ernennen läßt — aber ohne Gehalt. „Herr Friedrich Schiller," heißt es in Goethes „gehorsamstem Promemoria" vom 9. Dez. 1788, „welchem Serenissimus vor einigen Jahren den Titel als Rat erteilt, der sich seit einiger Zeit teils hier, teils in der Nachbarschaft aufgehalten, hat sich durch seine Schriften einen Namen erworben, besonders neuerdings durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung Hoffnung gegeben, daß er das historische Fach mit Glück bearbeiten werde. Da er ganz und gar ohne Amt und Bestimmung ist, so geriet man auf den Gedanken: ob man selbigen nicht in Jena fixieren könne, um durch ihn der Akademie neue Vorteile zu verschaffen. Er wird von Personen, die ihn kennen, auch von seiten des Charakters und der Lebensart vorteilhaft geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig, und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde" usw. — wozu dann noch der Vorteil kommt, daß „diese Acquisition ohne Aufwand zu machen ist". Schiller, in der ersten Freude, auf diese Weise seinem Fremdlingsstande entrissen und

dieser Welt von Weimar und Jena bürgerlich eingegliedert zu werden, nahm denn auch an; ärgerte sich dann bei ruhigem Blut ein wenig; und fand sich zuletzt wieder tatkräftig mit der neuen Lebenstätigkeit ab. Wolken hatten über dieser hellen Seele kein dauerndes Verweilen.

So häufte sich Arbeit zur Arbeit. Und man darf dies Übermaß vielleicht bedauern. Denn unter der auf ihn eindringenden wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeit — es heißt z. B. einmal in einem Brief an Körner (Juni 1790): „ich bin täglich 14 Stunden, lesend oder schreibend, in Arbeit" — brach Schiller zusammen. Im Januar 1791 packte den langaufgeschossenen Dichter jene heftige — bereits durch den Mannheimer Aufenthalt vorbereitete — Erkrankung der Atmungsorgane, die ihn nie wieder gänzlich verlassen hat.

Andrerseits muß man gerechterweise erwägen, daß der Dichter der „Räuber", die ihn zumeist bekannt gemacht hatten, noch zu weit von Goethes klassischer Reife entfernt war, als daß ihn dieser bereits in seinem Innersten hätte erschauen können. Man konnte damals tatsächlich noch nicht wissen, wohin sich die weitere Entwicklung des dreißigjährigen Mannes wenden würde: ob ganz in den Gelehrten- oder wieder mehr in den Künstlerberuf. Die letzten Jahre schienen das erstere vermuten zu lassen, wie ja auch Körners Zuruf gewiß nicht grundlos war. Wie sollte vollends die Außenwelt von diesen geheimen Entwicklungsvorgängen genauere Kunde besitzen?

Aber war auch die eigene Poesie in jenen Jahren so gut wie ganz verstummt: es ist wunderbar sinnig, daß dem Dichter-Gelehrten grade jetzt die Muse in sichtbarer Gestalt an die Seite trat. Lotte von Lengefeld war das Gedicht, das ihn beschäftigte und begleitete. Nicht hoch genug kann man ihre beruhigende Einwirkung schätzen. „Ich hatte mir wohl", schreibt Schiller an Huber (23. Aug. 1790), „in schwärmerischen Augenblicken ein schönes Ideal von Lebensfreude in diese Lebensperiode hineingeträumt, aber wenn ich bedenke, wie viel alle diese Schöpfungen der Phantasie in der Wirklichkeit verlieren, so muß ich den freundlichen Genius meines Lebens bewundern, der mir mein Ideal vom häuslichen Glücke so unverfälscht und lebendig erfüllt hat. Mit jedem Tage verjüngt sich dieses Gefühl der Freude in meinem Herzen, und die glückliche Existenz eines holden, lieben Wesens um mich her, dessen ganze Glückselig-

keit sich in die meinige verliert, verbreitet ein sanftes Licht über mein Dasein."

Wir können demnach ohne die leiseste Übertreibung neben die entscheidenden Einflüsse jener Jahre — neben die Antike, die Geschichte und Kants Philosophie — als nächsten und wärmsten Einfluß diese beruhigende Frau setzen, Schillers sanfte, seelenvolle Gattin. „Ihr liebes Leben und Weben um mich herum", schreibt er im Herbst des krankheitsschweren Jahres 1791 an Körner, „und die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre." Goethe, bei dem das Auge ein so wichtiges Organ war, hatte in Italien den Zeus von Otrikoli seinem Lager gegenüberstehen und brachte den Kopf der Juno Ludovisi mit nach Weimar zurück; in ihrem Anblick beruhigte sich der Dichter, an dem aber vorher eine Frau von Stein ein Jahrzehnt lang geklärt und gemeißelt hatte. Ein Schiller war nie in Italien, und Frau von Kalb hatte ihn eher beunruhigt: sein Italien und seine besänftigende Lotte von Stein zugleich war ihm diese andre Lotte. „Sie möchte ich die personifizierte Lieblichkeit, die ganz keinen andren Willen hat, als den des Mannes, und an seiner Größe hinaufstaunt, und die holde Scham nennen," schreibt ein Freund des Schillerschen Hauses (Göritz). „Er nannte sie nur die Dezenz; es war aber nicht jene nachgeahmte, die so oft aus ihrer Rolle fällt und als Rolle so widerlich ist, es war Natur. „Es schickt sich nicht," war ihr höchstes Gebot."

So bereitete sich denn, als nun noch das eindringende Studium Kants hinzukam, jener klardenkende, tiefschauende Schiller vor, der bald nachher einen Goethe aufhorchen macht und in seinen Bann zwingt. Doch darüber wird noch besonders zu sprechen sein.

Aus solchem Lebensgrunde erwuchs also nach und nach die Dichtung des gereiften Schiller.

Gedankenlyrik, Balladen, dramatische Dichtung — so gliedert sich Schillers rhythmisches Schaffen.

Ungünstige Beurteiler haben versucht, Schillers Tonart als rhetorisch zu beanstanden; aber Rhetorik mag man bei Cicero suchen oder bei den Epigonen des klassisch-französischen Dramas und ihren Alexandrinern, nicht bei einem heißherzigen echten Dichter. Man nennt ihn reflektiv; aber Reflexionen und Maximen

bieten etwa Tiedge und Feuchtersleben oder die französischen Moralisten wie Labruyère, La Rochefoucauld, die aber darum noch lange keine Dichter sind. Über Schillers Sprache und Gestaltungsweise hat schon der nächste und berufenste Urteiler — Goethe — so deutlich gesprochen, daß es darüber eine irgendwie auf Mißachtung gestimmte Erörterung nicht mehr geben sollte.

Mit der „Rhetorik" meint man in Wahrheit den Schillerschen Vortragston, der stark und laut ist, auf die Rede angelegt, nicht auf das Gespräch. Da aber der Dichter in dieser Rede wirklich etwas zu sagen hat, und da dieser zu sagende Gehalt persönlich erlebt und dramatisch gestaltet ist, so mag das allenfalls echtes Pathos genannt werden — wie Pindar oder Corneille, Äschylos oder Milton Dichter pathetischer Art sind — aber keine Rhetorik. Und mit dem Vorwurf der überwiegenden Reflexion meint man in Wahrheit einen Drang zu geistiger, ideenhafter Welterfassung. Da sich aber dieser Drang in dichterisch lebendige Sprachprägung umzusetzen trachtet, so ist diese Ideenkraft keine blasse Reflexion, sondern die Eigenart jener Gattung von Ideenpoesie, die durch die ganze Weltliteratur hin bemerkbar ist. Schiller selbst hat den Geistes- und Gemütszustand, der dieser Gattung zugrunde liegt, bekanntlich „sentimentalisch" genannt. Er scheidet davon das sogenannte „naive" Genie, das Natur ist, während jenes Natur sucht. Bei dieser „naiven" Gattung denkt er etwa an Goethe, auch an Shakespeare und Homer; es wären hier auch Mozart und Raffael zu nennen, während Beethoven und Michelangelo zu der sentimentalischen Art zu rechnen wären. Man könnte vielleicht so unterscheiden, wenn überhaupt eine so glatte Zweiteilung im Wesen der Natur läge: jene „Sentimentalischen" gestalten ihr Ideal ringend und mühsam; diese anschauungsstillen und fein horchenden Genies formen es mühelos; jene haben Furchen auf der Stirne, diese ein Lächeln; jene suchen, diese sind; jene Gedankenarbeiter sind im Panzer, diese ruhig Schauenden gehen im Feiertagsgewand und wandeln im Lande der Erfüllung.

Demnach ist in unsres Kämpfers Ideensprache Dramatik, Wucht, Gedrängtheit, Schwung; er liebt die gedrängte Maxime, die gleichsam mit einem Wurf hinausgeschleudert wird: „nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"; er liebt die Antithese; kühn springt er gleich mit der Anfangszeile, sowohl in den Dramen als auch in den Gedichten,

gern mitten in die Handlung: „Aber ist Euch auch wohl?" — „Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt." — „Was rennt das Volk, was wälzt sich dort?" usw. Und ebenso knapp und wirkungsvoll pflegt er abzuschließen: „Dem Manne kann geholfen werden." — „Den Jüngling bringt keines wieder" usw. Es ist dies die Sprechweise des dramatischen Temperamentes, dessen Sprache sich, aus organischer Anlage, mehr nach dem Gehör richtet als nach dem Gesicht. Seine Bilder und Sätze sind weniger aus der Anschauung geformt oder gar behagliche Ausmalung: sie sind vielmehr durch die vokalische und gedankliche Redewirkung bestimmt. Es wohnt daher seiner Rede Raschheit und Suggestionskraft inne; er bannt Seele, Energie, Feuer in seine Rede; sein großartiger Charakter spiegelt sich in seinem großartigen Stil. Er steht daher der Musik näher als der Malerei; es sind mehrfache Äußerungen von ihm bekannt, daß ihn beim Empfangen eines Stoffes eine allgemein musikalische Stimmung durchflute. Und er liebte es, wenn während seiner dichterischen Arbeit in der Nähe Klavier gespielt wurde. Man kann sich in der Tat Friedrich den Großen und Schiller musizierend, aber nicht malend vorstellen.

Dies alles hängt unterirdisch, ich möchte sagen durch ein feines Kanalnetz, miteinander zusammen; eine dieser Eigenschaften bedingt, fordert oder ergänzt die andere. Und so kommt zuletzt ein organisches Ganze heraus, eine männliche Sprache, eine heldenhafte dramatische Dichtung, auf die unser Deutschland mit Grund und Recht — auch mit ästhetischem Grund — stolz sein darf.

Es ist daher durchaus nicht unsre Absicht, mit dem bewundernswerten Menschen Schiller, von dem wir ausgingen, den etwa minderwertigen Dichter und Gestalter zu entschuldigen. Durchaus nicht. Hier wie bei Goethe bilden Mensch und Dichter ein Ganzes. Die Vorzüge und die Schwächen, denen kein Sterblicher entgeht, stehen zueinander in einem nicht störenden Verhältnis. Es war nicht Schillers Art, langsam von innenheraus — also gleichsam lyrisch-episch wie Goethe — etwas sich entwickeln zu lassen und bedächtig nach allen Seiten zu motivieren; er griff etwas „desultorisch" zu, wie sich Goethe ausdrückt: er packte eben seinem dramatischen Temperament entsprechend die Sache an. So war er z. B. unbarmherzig im Streichen, wenn es das Ganze verlangte: hat er doch von dem ursprünglich

riesenhaften „Don Carlos“ etwa 2000 Verse gestrichen, also fast so viel wie die ganze „Iphigenie“. Lachend erzählte Goethe, daß er Schiller einmal ein für den Musenalmanach eingesandtes Gedicht von 22 Strophen auf 7 zusammenstreichen gesehen; „und zwar,“ fügt Goethe hinzu, „hatte das Gedicht durch diese furchtbare Operation keineswegs verloren, vielmehr enthielten diese sieben Strophen noch alle guten und wirksamen Gedanken jener zweiundzwanzig“ (Eckerm., 5. Aug. 1830).

So spüren wir denn in Schillers Genius Züge vom Dramatiker Lessing; aber wir merken auch Klopstocks Schwung und Dichterwürde. Man kann sagen, er hat mit reicherer Kraft beide auf einer höheren Stufe vereinigt. Er ist in seiner Sprache — wie wenigstens F. Jonas in seinem hübschen Einführungsbuch „Schillers Seelenadel“ andeutet (Berlin 1904) — möglicherweise auch von Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ beeinflußt worden; und Kants Einwirkung liegt ja ausgesprochen zutage.

Und so floß denn schon in Schiller Kraft und Absicht des ringenden Jahrhunderts zusammen und erzeugte eine bewundernswerte, reiche, klare Persönlichkeit von entsprechender dichterischer Ausdruckskraft — eine Persönlichkeit, die, in ihrem ethischen Adel wie in ihrem dichterischen Schaffen, zum Grundbesitz unserer Nation gehört.



Weimar aus der Vogelschau

An einem Herbstnachmittag des Jahres 1775 zog das junge weimarische Fürstenpaar, Herzog Karl August und seine Gemahlin Luise, eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, in Weimar ein. Wenige Wochen später kam auch der junge Goethe. Und nun entfaltete sich rasch das junge Weimar.

Gesellig und heiter war hier alles, die stillere Herzogin Luise ausgenommen, für die zunächst auf drei Jahrzehnte hinaus eine Schattenstellung begann. Jung, wie alle diese Menschen, war noch die verwitwete Herzogin Anna Amalia, eine Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig und der Schwester Friedrichs des Großen. Sie hatte sich schon am väterlichen Hofe der deutschen Literatur zugewandt und besaß so starken musikalischen Sinn, daß sie selber komponiert hat; auch sonst hatte sie mannigfachen künstlerischen Hang und gesellige Talente, immer hell und beweglich, klein von Gestalt wie ihr königlicher Oheim, geschwind sprechend und in ihrem ganzen Wesen angenehm und gewinnend. Sie tanzte gern und war überhaupt vergnügungslustig. Wenn man aber bedenkt, daß sie mit 16 Jahren vermählt, mit 17 Jahren Mutter und mit 18 Jahren Witwe und Regentin wurde; wenn man ins Auge faßt, mit welcher Energie, obschon gestachelt von weiblichem Ehrgeiz und immer auch etwas Eitelkeit, diese junge Witwe nunmehr 16 Jahre lang die Regentschaft führte, so kann man ihr ein volles Maß von Achtung nicht versagen. Sie ist die recht eigentlich Erste jener großen Zeit und schuf durch ihr frisch zugreifendes, auch für Scherz und Humor offenes, ein derbes Wort nicht scheuendes Wesen die freie Atmosphäre, die jene Entwicklung ermöglichte. Anna Amalia war es, die Wieland als Erzieher der Erbprinzen berief;

Wieland zu besuchen, kam Knebel nach Weimar und blieb; durch Knebels Mitwirkung wurde Goethe in Frankfurt besucht und für Weimar gewonnen; durch Goethe kam Herder ins Land; und zu diesem anziehenden Kreise gesellte sich der spätere Schiller.

In Verehrung hing die Herzogin-Witwe an ihrem großen Oheim. Die Brüder der lebensheitren Frau, die mit Goethes lebensheitrer Mutter in Briefwechsel stand, waren Soldaten in Friedrichs Heer. Einer davon ist der berühmte Prinz Ferdinand von Braunschweig, der im Siebenjährigen Kriege mit so viel Glück die Franzosen westwärts trieb. Ihm widmete der Dichter von Sanssouci eine seiner energievollsten Oden, voller Lob auf den Neffen Ferdinand, voller Ausfälle auf die „nation frivole et vaine". Aber ein letzter Bruder Anna Amaliens war es auch, der 1806, vor den Toren Weimars — bei Auerstedt — eine entscheidende Schlacht an die Franzosen verlor. „Hatte sie", bemerkt Goethe in seinem Nachruf (1807), „während dieses gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweier tapfren Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der, sich für andre aufopfernd, von den Fluten verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr einkehrenden Bruders und eines hoffnungsvollen lieblichen Urenkels, so hatte sie sich mit innewohnender Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie ergriff; da sie, um herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ . . .; nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohlerworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr mutiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Übergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Äußern ruhig, gefällig, anmutig, teilnehmend und mitteilend, und niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu

sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären; ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen, wie sie gelebt hatte."

Und nun ist es merkwürdig, daß gerade in jenem ernsten Augenblick, als die Herzogin-Witwe aus dem Leben zurücktrat, die regierende Herzogin Luise aus ihrem Schattendasein emportauchte. Es ist, als hätten sich diese beiden Kräfte gegenseitig verdrängt. Denn Luise war von der Wesensart ihrer Schwiegermutter gar sehr verschieden. Luise war still, herb, trocken, ja „steif", nach ihres Gatten gelegentlicher Bemerkung; sagen wir gerechter: diese vornehme Frau war von einer edlen Gehaltenheit. Ihre Natur sprudelt nicht hinaus wie die mitteilungsfrohe, künstlerisch und gesellig gestimmte Anna Amalia; alles an ihr ist zurückhaltend, gebunden; sie kann sich nicht geben, wie sie gern möchte; sie steht abseits von diesen Spielen und weint nach innen; sie ist die einzige in diesem Kreise, die nie eine Zeile gedichtet hat. Ihre nächsten Seelenfreunde, sofern sie überhaupt Vertraute hatte, waren, neben Frau von Stein, Lavater und später Herder nebst dessen Frau; also Geistliche, die ihrer religiös gestimmten Natur entsprachen. Aber am Tage nach der Schlacht von Jena, als sie in wirksamen Unterredungen dem im Schlosse quartierenden siegreichen Napoleon gegenübertrat, als sie den Einwohnern von Weimar ein Schutz wurde gegen die Nöte der Plünderung: da empfand man das Ruhig-Heroische dieser edelgleichmäßigen Frau und Fürstin. Da erkannte man Luisens bislang verborgenen Seelenwert. Und nun brach Jubel und Dankbarkeit mächtig heraus gegenüber dieser stillen und tapfern Herrin, die als einzige vom Fürstenhause mutterseelenallein in der gefährdeten Residenz zurückgeblieben war. An ihrer Haltung hatte Goethe ein Vorbild für die Prinzessin im „Tasso"; doch ist diese letztere etwas bläßlicher als die national-politisch gestimmte und von Karl August um ihres klugen Rates willen immer mehr geschätzte Luise mit ihrer ruhig verhaltenen seelischen Kraft und Standhaftigkeit. Freilich ist ein Schatten von feiner Schwermut niemals ganz von ihr gewichen. (Vgl. Biographie von E. v. Bojanowski, Stuttgart 1903; ferner „Wege nach Weimar" Bd. VI, S. 97 ff.).

Wie anders die Kraftnatur eines Karl August! „Er war ein Mensch aus dem Ganzen", so kennzeichnet ihn Goethe in einem Gespräch mit Eckermann (1828). „Es kam bei ihm

alles aus einer einzigen großen Quelle . . . Übrigens kamen ihm zur Führung des Regiments besondere drei Dinge zustatten. Er hatte die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen. Das war sehr viel. Dann hatte er noch etwas, was ebensoviel war, wenn nicht noch mehr: er war beseelt von dem edelsten Wohlwollen, von der reinsten Menschenliebe, und wollte mit ganzer Seele nur das Beste. Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes . . . Und drittens: er war größer als seine Umgebung. Neben zehn Stimmen, die ihm über einen gewissen Fall zu Ohren kamen, vernahm er die bessere in sich selber."

Dabei war Herzog Karl August von einem vielseitigen Wissensdrang erfüllt. Oft saß er ganze Abende bei Goethe in Gesprächen über Kunst und Natur, und was sonst allerlei in des reichen Dichter-Ministers Bereich lag. „Wir saßen oft tief in die Nacht hinein", erzählt Goethe selber, „und es war nicht selten, daß wir nebeneinander auf meinem Sofa einschliefen." Anschaulich prägt sich auch das folgende Bild ein: „Ich sehe ihn noch immer auf seiner alten Droschke, im abgetragenen grauen Mantel und Militärmütze und eine Zigarette rauchend, wie er auf die Jagd fuhr, seine Lieblingshunde nebenher. Ich habe ihn nie anders fahren sehen als auf dieser unansehnlichen alten Droschke, auch nie anders als zweispännig . . . Übrigens hing die alte Droschke des Großherzogs kaum in Federn. Wer mit ihm fuhr, hatte verzweifelte Stöße auszuhalten. Aber das war ihm eben recht. Er liebte das Derbe und Unbequeme und war ein Feind aller Verweichlichung."

Demnach dürfen wir uns unter dem Herzog jenes klassischen Weimars keinen Schöngeist vorstellen, der etwa die Dinge der diesseitigen Welt vernachlässigt hätte. Auch Karl August war in seiner Politik, wie seine Mutter, wie seine Gattin und deren Mutter, die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, preußisch und friederizianisch gesinnt; er erregte eben dadurch später den heftigen Zorn des Siegers von Jena. In seinem Lande liebte er freiheitliche, dem Fortschritt entsprechende Maßnahmen und war von unermüdlicher Fürsorge. Allerdings war er in seiner Jugend — und das allein fast behält die durchschnittliche Welt — ein Brause-Genie gewesen, ein toller Jäger und Reiter. „Er wußte mit seinen Kräften nicht wohinaus", sagt wiederum Goethe in jenem Gespräch mit Eckermann, „und wir waren oft sehr

nahe am Halsbrechen. Auf Parforcepferden über Hecken, Gräben und durch Flüsse und bergauf, bergein sich tagelang abarbeiten, und dann nachts unter freiem Himmel kampieren, etwa bei einem Feuer im Walde, das war nach seinem Sinne."

Eine dieser Szenen ist bekanntlich in Goethes edelschönem Gedicht „Ilmenau" (1783) festgehalten. Des Herzogs Jagdgesellschaft lagert dort irgendwo im nächtlichen Walde um die Feuer. In einer kleinen, aus Tannenreisern gebauten Hütte schläft Karl August; Goethe sitzt in schweren Gedanken davor und sinnt über seinen fürstlichen Freund und sich selber nach:

„... Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet
Und, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt ...
Noch ist, bei tiefer Neigung für das Wahre,
Ihm Irrtum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Weg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus ..."

Es ist eine Waldszene, die an die Jagden der Wartburgzeit erinnert; so mag Landgraf Hermann oft im Thüringer Walde mit seinen Sängergästen und andrem Gefolge genächtigt haben, unter ihnen Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach. Und an sorgenvollen Hintergründen fehlte es auch damals nicht, da des Thüringer Landgrafen politisch-geographische Stellung mitten zwischen Staufen und Welfen schwierig genug war.

Neben Karl August ist sein jüngerer Bruder Prinz Konstantin nur nebenhin zu nennen, da er mehr zurücktrat, schon in den achtziger Jahren die Stadt verließ und beim Militär verblieb, auch 1793 bereits starb. Er setzte durch einige abenteuerliche Liebesgeschichten den Hof und den vermittelnden, d. h.

ihm dabei im Namen des Hofes entgegentretenden Goethe in einige Verlegenheit. Doch betätigte auch er sich gelegentlich an den Theaterspielen der Hofgesellschaft und war z. B. der erste Darsteller des Pylades.

Erzieher des Prinzen Konstantin war der schlanke, viel und angenehm redende Knebel, der später mit Majorsrang in Weimar blieb. Auch er war tüchtig gebildet und dichterisch angehaucht, hat auch in späteren Jahren eine Sammlung kleiner Gedichte und einige Übersetzungen (Properz, Lukrez) veröffentlicht. Knebel war ein anschmiegsamer, redlicher Charakter, für Goethe ein trefflicher Freund. Er fühlte sich auf die Dauer in Weimar in seinen Kräften gehemmt und wollte den Kreis unbefriedigt verlassen, was ihn vom damals 24jährigen Herzog einen überaus charakteristischen Brief eintrug. „Ist's möglich," schreibt u. a. der Herzog, „daß eine Seele, wie Du bist, mein lieber Knebel, der so wohl und so scharf die einzelnen guten und lieben versteckten Eigenschaften, die in andren eingewickelt liegen, herausklauben, ans Licht bringen und sich daran erfreuen kann, so dunkel über sich selbst, über das, was er hat, besitzt und wirkt, immerfort bleibt? ... Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land: ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit damit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Samen zu bekommen und auszulesen? ... Bist Du nun so im Bösen, so über Dich selbst erblindet, daß Du Dir einbilden könntest, Du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest Du uns gering genug, daß Du glauben könntest, wir würden Dich so lieben, wie wir tun, wärest Du uns hierin unnütz und überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst Du nun diese schöne Laufbahn, dies würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsene Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen? ... Und warum? Um etwa einigen Kanzellistenseelen aus dem Wege zu gehen, die Dir Deine Semmel, die Du mehr hast als sie, beneiden, weil Du nicht gleich ihnen Maultierhandwerk treibst?"

Der junge Fürst redet so mehrere Seiten hindurch auf den 13 Jahre älteren Knebel ein und schließt mit den Worten: „Ist's Deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! Da Du nicht am Wege zum Steinklopfen bestellt bist, so bindet Dich, Glücklicher, keine Stunde; gehe also Deiner Phantasie, dem geistigen

und leiblichen Bedürfnis von Bewegung und Luftwechsel nach; kehre dann rekonvaleszierend wieder zu uns, sättige uns, die wir Dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurück erwarten, und erzähle, gleich wie Ulysses dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des besten Schweinefleisches oder etwas schön in Essig gebeizten kalten Auerhahns, Deine Abenteuer und Begebenheiten. Warum sich immer ersäufen wollen, wenn es mit einem schönen Bade getan ist?"

Einen solchen Brief schreibt nur ein bedeutender Fürst, der auf die Menschen einzuwirken versteht. Knebel, durch dies offenherzig-natürliche und warme Schreiben geehrt, blieb denn auch, lebte später in Ilmenau und starb als Neunzigjähriger in Jena (1834).

Wie Knebel der Erzieher des Prinzen Konstantin, so war Wieland der Lehrmeister des jungen Karl August gewesen.

Wir haben den Dichter Christoph Martin Wieland bisher nur nebenbei in der literarischen Entwicklung jenes Jahrhunderts genannt und gliedern ihn jetzt erst in das weimarische Gesamtbild ein. Denn hinsichtlich seiner literarischen Bedeutung gehört dieser Schriftsteller doch einer vorangehenden Literaturepoche an, die von Frankreich aus bestimmt war und eine etwas spielerische Formpflege nebst einer epikuräischen Weltanschauung nie überwunden hat noch überwinden wollte. Als fleißiger Schriftsteller, Übersetzer und Herausgeber des „Teutschen Merkur"; als angenehmer und plauderfroher Gesellschafter von umfassendem Wissen; als gastfreier und guter Hausvater, durch heitre Gemütsart der Mitfreude, ja des Enthusiasmus fähig, war Papa Wieland geschätzt und geachtet. Goethe spricht in seiner Denkrede und in Gesprächen mit Falk sehr achtungsvoll von der Gesamtpersönlichkeit dieses unermüdlich am Schreibtisch tätigen, einer frei-graziösen Lebensweisheit und scheingriechischer Genußphilosophie huldigenden Geistes. „Es ist ein unvergleichliches Naturell, das in ihm vorherrscht," sagt er zu Falk (1813); „alles Fluß, alles Geist, alles Geschmack!" Besonders von Wielands Meisterschaft im Reimen ist der Künstler Goethe entzückt, wie er an ihm überhaupt das „Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlich-Elegante" seiner Schreibweise rühmt.

In Wielands französierten und modernisiertem Griechentum sammelt und steigert sich das leichte Element, das man „Anakreontik" nennt: ein spielendes, immer etwas frivol überhauchtes

Getändel im Geiste des griechischen Lyrikers Anakreon, ein Getändel, das hauptsächlich dem untief erfaßten Verhältnis der beiden Geschlechter gilt und einem moralisch verbrämten oder geschmackvoll genießenden Sinnentum huldigt. Es handelt sich um Haut- und Geschmacksreize, um Wallungen und Einfälle, wie man sie schon aus Voltaires, des Dichters der „Pucelle“, des „Candide“, schamlos-graziösen Reimwerken und Romanen kennt. Seelen-Ideale werden verspottet — allerdings geheuchelte, unechte Seelenideale; aber es schwingt doch etwas von diesem Spott bedenklich auf die benachbarten echten Ideale mit hinüber. Ideale haben diese Relativisten im Grunde überhaupt nicht; die paar erbaulichen Maximen, die am Schlusse vorgebracht werden, sind mehr aus Rücksicht auf das Publikum angeklebt, um wieder das Gleichgewicht zwischen dem lüsternen und dem normalen Zustand herzustellen. Da werden z. B., in der damals vielgelesenen Reimerzählung „Musarion“, ein paar Scheinphilosophen, ebenso wie in der „Wasserkufe“ ein Eremit, der Liebesprobe ausgesetzt, d. h. verfänglicher weiblicher Körperlichkeit mit erwartungsvollem Lächeln nahegerückt. Und dann wird schwatzhaft und triumphierend moralisiert, wenn im Versuchsobjekt ein körperlich Gelüst entsteht. Reizvoll ist der Märchenplauderton in den ersten Gesängen des „Oberon“: aber auch hier ist, in den Versuchungen des Brautpaars, wieder der faunische Beigeschmack.

Seine Stoffe entnimmt Wieland bezeichnenderweise sinkenden Zeiten: etwa dem ausgehenden Griechentum oder einem Luxus-Orient oder dem anekdotisch verklingenden Rittertum. Da wird nicht mehr heldenhaft um erhabene Ziele gekämpft; es handelt sich um Wetten und Proben, um Weib und Genuß; und die Tugend wird ebenso wie die pikant gemalte Sünde recht oberflächlich aufgefaßt, selbst wo sie mit weisem Wortschwall gefeiert wird. Es sind keine Epen, die Wieland oft meisterhaft erzählt: es sind Fabliaux und Abenteuer, im Sinn eines Decamerone des Bocaccio oder der französischen spätritterlichen Abenteuer und Liebesgeschichten. Aber wir wollen immerhin die Formleichtigkeit dieses Dichters nicht unterschätzen. Wir könnten, wenn jene Denkweise des lüsternen Beigeschmacks entbehren würde, solche Grazien und Amoretten sogar recht gut gebrauchen bei uns im schwerblütigen Deutschland.

Von Wieland und Heinse, dem Dichter des „Ardinghello“, führt ein unmittelbarer Weg zu jenem nie aussterbenden Kunst-

genüßlertum, das eigentlich nur dem Geschmack lebt: dem Geschmack des Auges, der Zunge, des Gehörs und andrer Organe. Auch der Witzblattgeist aller Zeiten feiert hier seine bedeutenderen Stammväter. Aber zu gleicher Zeit wollen wir in Wieland nicht das wirksame Aufklärungselement übersehen; seine Popularphilosophie verbindet ihn mit den Vorkämpfern freien Denkens gegen Fanatismus oder Kleinstädterei und hat damals gewiß Anregungswert besessen. Dazu kam seine — bald freilich überholte — Verdeutschung von Shakespeare und später von Lucian und andren Schriftstellern, die in ihm einen gewissen weitherzigen, weltbürgerlichen Zug wachhielten, den gerade Goethe als angenehm und bedeutend empfunden hat. Etwas vom römischen Eklektizismus und Epikuräismus — etwa im Sinne eines Ovid, Horaz, oder des Spät- und Halbgriechen Lucian — haftet diesem kosmopolitischen Geiste an, der einer seelischen, schöpferischen Wurzelkraft nebst den damit verbundenen Herzenskämpfen durchaus entbehrt.

Und doch sind in Wielands und auch in Anna Amaliens geselliger Art Schattierungen, die im weimarischen Element nicht zu missen sein dürften. Freilich ging das Schöpferische dann von Goethes Kraft aus; es drang in Goethe ein Naturelement bestimmend herein, übrigens grade von Wieland in einem wirklich schönen Gedicht begeistert begrüßt.

In diesem Hofkreise bewegte sich eine Reihe liebenswürdiger und geistreicher Frauen, ohne deren Einfluß jene Poesiestimmung nicht erblüht wäre. Da ist Frau von Stein, Hofdame der Herzogin-Witwe Anna Amalia, unsterblich durch jene taublitzenden Briefchen und Zettelchen, die unter der Bestrahlung dieser feinen, klugen, anmutigen Frau aus Goethes Geist und Gemüt hervorblühten. Da ist Corona Schröters edle Gestalt, die vielleicht ohne Frau von Steins Dazwischenstehen einem Goethe mehr geworden wäre als bloße Freundin. Sie sprach mehrere Sprachen, sang und spielte glänzend, beherrschte ausübend mehrere Musikinstrumente, komponierte (z. B. Goethes „Fischerin" wurde in Tieffurt mit ihrer Musik aufgeführt); besaß auch malerisches Talent. Bei den Theaterspielen des Hofes war sie eine unentbehrliche Mithelferin, obwohl sie eigentlich als Sängerin angestellt war. Still und unbeachtet ist sie 1802 in Ilmenau dahingeschieden, wo auf dem dortigen Friedhof noch — oder vielmehr wieder — ihre lange Zeit hindurch vergessene Grabsteinplatte zu sehen ist.

War in Goethes „Krone" mehr ein gehaltener Zug, dem hohen Stil entsprechend, so war Thusnelda von Göchhausen, Hoffräulein der Herzogin Amalia, um so mehr „Gnomide", nach Wielands Ausdruck. Zahllos sind die Scherze, zu denen das etwas verwachsene, munter-schlagfertige Wesen herhalten mußte; sie neckte und ließ sich necken. Daß man ihr einmal ihre Stubentür vermauerte, so daß sie sich nachts nicht zurecht fand, ist z. B. einer dieser Streiche der Geniezeit. Neckreime und Stachelverse flogen damals leicht hin und her. Und selten brach in diese heitre thüringische Landschaft eine Tragik herein, wie jener Selbstmord der Obristentochter Christel von Laßberg, die aus unglücklicher Liebe in der Ilm den Tod suchte.

Dies alles bewegte sich, trotz aller Etikette bei offiziellen Veranstaltungen, im Alltagsleben mit zwangloser Natürlichkeit durcheinander. Briefe Goethes, die er im Mai 1776 unter dem frischen Eindruck Weimars geschrieben hat, gewähren uns einen Einblick in sein Tagestreiben. Da schreibt er etwa an die Gräfin Auguste zu Stolberg (18. Mai 1776): „Der Husarenrittmeister kam in meinen Garten; ich ritt um elf nach dem Lustschloß Belvedere, wo ich hinten im Garten eine Einsiedelei anlege, allerlei Plätzchen drin für arme, kranke und bekümmerte Herzen. Ich aß mit dem Herzog; nach 2 Uhr ging ich zu Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe, der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten verdanke. Wir gingen in meinem Garten spazieren, ihr Mann, ihre Kinder, ihr Bruder, ein paar Fräulein Ilten; es kamen mehr zu uns, wir gingen spazieren und begegneten der Herzogin-Mutter und dem Prinzen, die sich uns anschlossen. Wir waren ganz vergnügt. Ich verließ dann die Gesellschaft, ging noch einen Augenblick zum Herzog und aß mit Frau von Stein zu Nacht. Nun ist's wieder ein schöner, heiterer Tag. 12 Uhr in meinem Garten. Da laß ich mir von den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorn mög' anfangen zu tragen und zu leiden . . . Ging um elf heut' früh in die Stadt, steckte mich in ehrbare Kleider, machte eine Visite, ging zum Herzog, einen Augenblick zur Herzogin-Mutter, dann bei Frau von Stein zu Tisch . . . Um vier zu Wieland in den Garten, wo der Maler Kraus dazu kam (der z. B. das bekannte Bild „Abendgesellschaft bei der

Herzogin Amalia" gemalt hat). Beide mit mir in meinen Garten. Dann kam der Herzog und der Prinz mit noch zwei guten Geistern. Wir schwatzten und trieben allerlei. Frau von Stein mit ihrer Mutter kam von Oberweimar herunter spazieren, wir begleiteten sie ... Freitag den 24. Hab viel ausgestanden die Zeit. Mittwoch Nachmittag brach ein Feuer aus im Hatzfeldischen, 5 Stunden von hier; der Herzog ritt hinaus, ich mit ihm; bis wir hinkamen, lag das ganze Dorf nieder; es war nur noch, um die Trümmer zu retten und die Schule und die Kirche. Es war ein großer Anblick. Ich stand auf einem Hause, wo das Dach herunter war und wo unsere Schlauchspritze nur das Untere noch erhalten sollte ... Wir kamen erst Nachts zwei Uhr nach Hause."

In diesem kleinen Ausschnitt ist zwar weder von Lustbarkeiten des Hofes noch von den amtlichen Pflichten oder schriftstellerischen Arbeiten die Rede. Und doch fällt uns auch hier eine leise Unrast auf, worauf wir durch einige Wendungen aufmerksam werden, z. B. Frau von Stein, „der ich so oft die Beruhigung meines Herzens ... verdanke," oder; „damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorn mög' anfangen zu tragen und zu leiden." Das erinnert uns an manche andre Briefstelle Goethes aus jenem ersten Jahrzehnt. Er hat etwa an den „Urfreund" Knebel, der verstehend zuhörte, über allerlei Redoutenaufzüge und Komödien geschrieben (3. Februar 1782), wobei er mit eigener Hand den Kreisel der Lustbarkeiten hatte treiben müssen. Und da sagt er plötzlich: „Ich unterhalte dich von nichts als Lust. Inwendig sieht's ganz anders aus ... Die Stein hält mich wie ein Korkwams über dem Wasser, daß ich mich auch mit Willen nicht ersäufen könnte." Oder an Jacobi (17. November 1782): „Von meiner Lage darf ich nichts melden. Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksale geweiht und leide, wo andre genießen, genieße, wo sie leiden." Und dann kommen sogar die Worte, mitten in diesem anscheinend so heitren Weimar: „Ich habe unsäglich ausgestanden."

„Ausgestanden?" Und wie hatte doch derselbe Goethe in einem der allerersten Briefe aus dem sogenannten „lustigen Weimar" an Johanna Fahlmer geschrieben, gleich Ende November 1775? „Lieb Täntchen! Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab!" Da haben wir nun die „Schlittenfahrt"; nun also heißt

es wieder im November, 7 Jahre später: „ich habe unsäglich ausgestanden.“ Und abermals einige Jahre später wird Goethe heimlich aus diesem Weimar, von Karlsbad aus, nach Italien entfliehen, wie er so oft in der Stille des Thüringer Waldes Zuflucht gesucht hatte.

Unter den Händen also hat sich uns unser heitrer Gegenstand in ein ernstes Problem verwandelt. Dieses äußere Milieu erklärt nicht das tiefere Werden und letzte Reifen eines Schiller und Goethe. Hier setzt das seelische Problem ein.

Es beginnt hier Goethes persönliches Lebensproblem. „Die Stein hält mich wie ein Korkwams über dem Wasser,“ heißt es hier von einer Frau dieses Hofkreises. Aus dem bunt bewegten Treiben der ganzen Gruppe tritt also etwas Stilles, etwas Einzelnes, etwas Seelisches an die von diesem geselligen Treiben unbefriedigte Dichterseele heran.

„Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust!
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!“

Wir kennen alle dieses Nachtlied; es ist eins der Briefchen an Frau von Stein, geschrieben schon am 12. Februar 1776 am Hang des Ettersberges. Hier öffnet sich das Problem der Menschenseele, die zwischen den äußeren Ansprüchen der Gattung und den inneren Ansprüchen der eigenen Persönlichkeit hin- und hergeworfen wird. Die Stille, die um Frau von Stein war, schien dem Dichter ein Symbol seiner eigenen tieferen Sehnsucht. Genau so geht die stille, fremdartige Mignon in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ durch das äußerliche Treiben und Irren der dort geschilderten Schauspielerwelt. So verkörpert sich dem umgetriebenen Manne in weiblicher Gestalt, so der unbefriedigten Weiblichkeit in Gestalt des geschlossenen Mannescharakters der Inbegriff der Ganzheit und Vollkommenheit, der Ruhe und des Friedens. Sie tun sich zusammen, schließen sich von der Welt ab und genießen —

— „Was von Menschen nicht bewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.“

Mit andern Worten: sie kehren in die Stille ein. Hier bilden sie nun eine neue Entwicklung, abgetrennt von der

Gattung, nicht mehr bestimmt von der Gruppe, sondern tieferen Gesetzen folgsam.

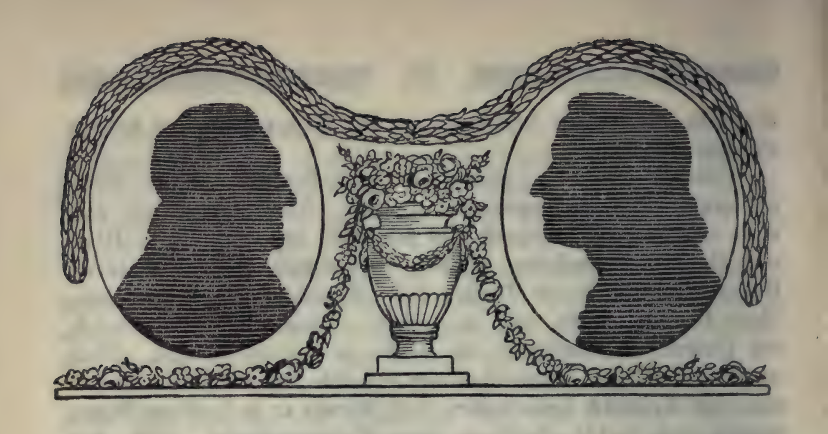
Bisher war der stürmische Jung-Goethe zwischen innen und außen rastlos umgetrieben worden. Man nannte ihn, weil er so viel in der Umgegend von Frankfurt und Wetzlar in Wind und Regen, Sturmlieder singend, herumstrich, den „Wandrer". Unberuhigt brauste im Dichter des „Werther" der Lebensodem. Noch hatte er nicht, wie er damals einmal an Herder schrieb, mit Pindars Meisterschaft die Rosse zu zügeln gelernt. Noch wurde er bald bei Kerzenschimmer von Lili Schoenemanns Augenpaar am Spieltisch festgehalten, bald stürmte er in dunklem Drang hinaus und suchte gleichsam seine Lebensaufgabe. Götz, das Faustfragment — in Form des gewaltigen, meist in Prosa geschriebenen Urfaust — Prometheus, der ewige Jude, Ganymeds Gesang, Wandrers Sturmlied: — diese und andere, leichtere Lieder bekunden, wie es in ihm brauste.

Brachte nun der weimarische Hof Klärung bezüglich seiner Lebensaufgabe? Nein, er öffnete ihm erst recht ein Tummelfeld. Aber gleichzeitig traten doch auch, zum Sammeln zwingend, Pflichten an ihn heran, umwebt mit den Lustbarkeiten und dem dichterischen Tand des frei und froh gestimmten Hofes. Und neben den Pflichten jene feine Hofdame, die ihre eigene Sonne war und diesen Irrstern in ihren Kreis zu bannen und durch diese Bannung zu beruhigen wußte. So wurde Goethe in der ihm gemäßen Weise von Schicksal erzogen.

Es ergreift uns daher eigenartig, wenn wir aus diesen stürmischen Genüssen des lustigen Weimars jene weißleuchtende, wunderbar ruhige Edelgestalt „Iphigenie" sich erheben sehen. Und nicht minder sinnvoll und ergreifend ist es, daß nun auch diese Seelendichtung zuerst, und mehrfach wiederholt, in jenem fürstlichen Privattheater auf die Bretter trat, wo bisher so viele Singspiele oder Unterhaltungsstücke getändelt hatten.

Damit strömte das Tiefere, das Goethe zu geben hatte, in diese weimarischen Bezirke ein. Denn Dichter von Reimspielen und Arrangeure von Maskenscherzen mochten auch andre sein: aber eine „Iphigenie" oder bald hernach ein „Tasso" waren nur dem einzigen Goethe erreichbar.





Schiller und Goethe

Der aufgehende Vollmond, der am Abend des 18. Juni 1788 dem aus Italien heimkehrenden Goethe entgegenschien, war in gewissem Sinne ein trügerischer Schein. Denn mochte sein leuchtendes Rund immerhin Reife und Vollendung dem Dichter der „Iphigenie", des „Tasso", des „Egmont" bedeuten: es begann doch zugleich nunmehr in Goethes Leben eine unerfreuliche Epoche.

Der Dichter, der in Italien mit großem Atem und voller Spannkraft gelebt hatte, sah sich wieder in die Enge versetzt. Er fand kein antwortendes Mitleuchten in den Gesichtern und Herzen, denen er von seinen so bedeutenden, den bisher stärksten Eindrücken seines Lebens erzählte. Die geliebteste Frau empfing ihn nicht mit der Freudigkeit, die er erwartet hatte. Der Norden mit seinen Menschen kam ihm grau und kalt vor.

Noch unter dem Nachleuchten der südlichen Sinnenwelt schloß Goethe gleich in den ersten Wochen seine zunächst heimliche Gewissensehe mit Christiane Vulpius, brach dann verwundend und verbitternd mit Frau von Stein und bald auch, langsamer, mit dem Ehepaar Herder. Da bald hernach die ihm widrige französische Revolution ausbrach, zog er sich vollends auf sich selbst zurück. Er begleitete zwar den Herzog, dessen militärischen Neigungen er nicht sonderlich gewogen war, auf jenem trübseligen Feldzug des Jahres 1792 und zur Belagerung von Mainz (1793). Aber auch hier blieb der Dichter-Forscher seinen inneren

Beschäftigungen treu und ließ z. B. die Farbenlehre keinen Augenblick aus seinen Gedanken und Beobachtungen.

Es war Goethes einsamste Epoche. Von allen Seiten her umlagerte ihn Verstimmung; kalt klingen seine Epigramme aus Venedig, wohin er einen Abstecher gemacht hatte; herb und unfroh viele seiner Briefe; bei Jacobi mochte er „Iphigenie" nicht vorlesen, so war er diesem zarten Sinn entfremdet. Nicht mehr Frau von Stein ging ihm kongenial zur Seite; auch keine Corona Schröter; ein derbgesundes, rotwangiges Blumenmädchen sorgte für sein körperliches Behagen.

Wir alle, wenn wir uns schlicht und offen über jene Jahre Rechenschaft geben, kommen um eine Stimmung der Besorgnis nicht herum. Der große Dichter schien in eine Sackgasse geraten zu sein.–

Schiller inzwischen hatte in derselben Zeit sein seelisch kongeniales Thüringer Adelsfräulein gefunden und zu seiner Lebensgefährtin ernannt. Seine Briefe an Körner waren, wie wir gesehen, in der ersten Zeit voll von Eifersucht auf den anscheinend glücklicher gestellten Goethe, der in Italien sein Gehalt verzehrte und inzwischen die anderen weimarischen Beamten für sich arbeiten ließ, voll aber auch von geheimer Sehnsucht, auf die Geistes- und Künstlerstufe zu gelangen, auf welcher der zehn Jahre ältere Meister bereits angelangt war.

Am 7. September 1788 berührten sich Schiller und Goethe zum ersten Male persönlich; und zwar im Lengefeldschen Hause zu Rudolstadt. Noch war hier Frau von Stein dabei, auch Herders Gattin. „Sein erster Anblick", schreibt Schiller an Körner (12. Sept.), „stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen . . . Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaft-

lichen Erinnerungen von Italien." Schiller bezweifelt nach dieser ersten Bekanntschaft, ob sie einander je sehr naherücken würden; Goethe sei ihm an Lebenserfahrung und Selbstentwicklung zu weit voraus und ihre Vorstellungsarten wesentlich verschieden. Indessen blieb dieser Wunsch, diese Hoffnung dennoch in ihm mächtig, wie das Schlußwort andeutet: „Die Zeit wird das Weitere lehren." Die kurze Antwort des besonnenen Körner ist auf denselben Endreim gestimmt (28. Sept.): „Die Zeit wird lehren, ob ihr euch näher kommen werdet. Freundschaft erwarte ich nicht, aber gegenseitige Reibung und dadurch Interesse für einander."

Das Schicksal schritt seinen ruhigen Gang. Es nahm — nach Heinrich von Steins feinem Ausdruck — die beiden Männer in eine ernste Schule: Goethe ging durch Kriegsjahre und Vereinsamung; Schiller durch Not und Krankheit. Durch jene nordische Unterstützung war es dem jüngeren Dichter möglich geworden, in der schwäbischen Heimat neue Kräfte zu sammeln; dort lernte er Cotta kennen, und gleichzeitig keimte der Plan zu den „Horen" auf. Er wollte in einer vornehmen Monatsschrift alle aufbauenden Geisteskräfte sammeln und der verworrenen Zeit entgegenstellen. So kehrte Schiller wiederum nach Jena zurück, diesmal reif genug, die letzte ihm erreichbare Geisteshöhe, Hand in Hand mit Goethe, zu betreten.

Es war im Juni 1794, als sich Schiller mit der Bitte um Mitarbeit sachgemäß und würdig an Goethe wandte. Dieser sagte freundlich zu. Natürlich hatten sie sich auch in diesen fünf Jahren gelegentlich gestreift; aber die Funken waren nicht ineinander übergesprungen. Jetzt erst, im Hochsommer des Jahres 1794, war dieser Augenblick gekommen; und zwar in Jena. Beide verließen bekanntlich gleichzeitig eine Sitzung der naturforschenden Gesellschaft und gerieten dabei ins Gespräch, wobei sie beide einig waren in der Unzufriedenheit mit der hier gehandhabten zerstückelnden Methode. Das ermunterte Goethe, mit einer seiner geheimen Lieblingsideen herauszurücken: er meinte, es müße doch wohl möglich sein, das Ganze der Natur mit all ihren Einzelheiten unter einfach-große, lichtvolle Gesichtspunkte zu bringen; es müsse ein einheitliches Entwicklungsgesetz gefunden, es müsse gleichsam eine typische, vorbildliche „Urpflanze" festzustellen sein, worin man die ganze Metamorphose oder Umbildung der Pflanzen klar überschauen könne.

Ein wichtiges Problem! Goethe, der als Künstler in das Kunstwerk der Natur schaute, war um dieser und verwandter

Ideen willen gradezu der Poesie untreu geworden. Einmal, in Palermo (17. April 1787), war er z. B. in einen Garten gegangen, um seine dichterischen Träume fortzusetzen; aber im Nu erhaschte ihn wieder das Gespenst seiner „Urpflanze". „Es ist ein wahres Unglück," seufzt er in den Blättern aus dem zweiten römischen Aufenthalt, „wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, in den öffentlichen Garten; allein ehe ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon dieser Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter freiem Himmel, und indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie mir deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben: woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären?"

Über diese Urpflanze unterhielt er nun auch Schiller; er trug ihm gradezu eine Ratlosigkeit vor, denn er war bisher zu keinem Ziel gelangt. Schiller konnte vortrefflich zuhören und noch besser ein Gespräch leiten; denn, geschult an Kant, verfolgte er geistesstark eine Idee zu Ende. So vernahm und schaute er denn auch hier Goethes ideelle Sorge „mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft"; aber plötzlich hatte er den Grund erkannt, warum der nur auf Beobachtung gestimmte, nicht aber philosopisch geschulte Goethe hier nicht mehr vom Fleck kam. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee." Goethe stutzt, daß man ihm, dem scharfäugigen Naturfreund, erst noch den Elementarunterschied zwischen Erfahrung und Idee verbessernd ankreiden muß; er fühlt sich getroffen und ist fast verstimmt; er wehrt sich, und zwar nur schwach, mit der Bemerkung: „Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe." Schiller erwidert versöhnend, man lenkt auf Allgemeines über; und so ging man auseinander. Aber der Funke hatte in Goethe gezündet. Körner hatte tatsächlich recht, als er „gegenseitige Reibung und dadurch Interesse füreinander" erwartete;

nur ging diese Reibung und dieses Interesse in eine großzügige, schöpferische Freundschaft über.

Auf den hier berührten Streit zwischen „Idee" und „Erfahrung" kann in unsrem Zusammenhang nicht näher eingegangen werden; ich muß auf die Biographien verweisen; auch findet man manches in Chamberlains freilich nicht leicht zu bewältigendem „Kant" (München 1905), dessen erstes Kapitel sich mit Goethe beschäftigt und grade von diesem Gegensatze ausgeht.

Wir wandeln auch hier unsren besondren Weg und suchen uns dies reizvollste, schwer aussehende und gar nicht schwere Problem unsrer Literatur vom Menschentum aus zu klären.

Es ist ein eigenartiges Zusammentreffen, daß sich in denselben Jahren, zwischen 1793 und 1797, auch der bedeutende und verehrungswürdige Wilhelm von Humboldt enger an Schiller anschloß. Seinem Briefwechsel mit Schiller, im Jahre 1830 veröffentlicht, hat dieser tief verstehende, ideenhaltige, umfassend gebildete Freund des großen Dichters eine bedeutsame „Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung" mitgegeben. Darin heißt es z. B.: „Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar innewohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann: war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideensystem." Und einige Zeilen weiter: „Der Endpunkt, an den er alles knüpfte, war die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur eins und ein unteilbares sein kann, angehörend" usw.

Nun beachte man folgendes: was hier Schiller auf geistigem Gebiet fühlt und sucht, ist nichts anderes, als was Goethe auf dem Gebiete der Natur ahnt und erstrebt. Schiller sucht — gestatte man dies Parallelwort — gleichsam das „Ur-Ich" oder den „Urmenschen", wie Goethe die „Urpflanze" sucht. Hier erschrecke man nicht und glaube uns nicht in das Sprachgebiet Darwins und seiner untiefen Nachfolger verirrt; wir verbessern sofort das Aushilfewort „Urmensch", womit wir das Seelische, den Typus meinen, und sagen statt dessen — das „Reinmenschliche", das über und hinter den Vielheiten der Veränderungen steht oder vielmehr alle Vielheiten in ideeller Einheit zusammen-

faßt. Genau wie Goethes Pflanzenidee das Gemeinsam-Wesentliche aller Pflanzen zu umfassen trachtet. Beide Dichter suchen — sagen wir es schlicht heraus — zur verwirrenden Erscheinungswelt des Geistes und der Natur das „geheime Gesetz“. Schiller ging hierbei von der in unsrem Innern waltenden Natur, nämlich von der geistigen Welt, von der Idee aus; Goethe kam von der äußeren Natur, von den sinnlichen Formen her: beide begegneten sich in Wegesmitte in jenem entscheidenden, halb philosophischen und halb naturwissenschaftlichen Gespräch und fanden (nach Goethes Wort), daß ihre „Richtungen auf Eins gingen“.

Philosophie und Naturforschung tasteten sich also versöhnlich zusammen. Sie suchten ein umfassendes und übergeordnetes Drittes. Und dies Dritte verkörperte sich nun in zwei künstlerisch zusammenschauenden Dichter-Denkern, die in der Einheit die Vielheit schauten, in der Vielheit die Einheit ordnend im Gefühl behielten. Analyse und Spekulation, beide waren überwunden, als sich die beiden dichterischen Seher und Gestalter zu solcher Synthese und Ganzheit miteinander verbanden.

Schön hat dies Zusammenwirken Goethe in folgendem Verschen ausgedrückt, als er einmal dem Freund einen seltenen Stein sandte (13. Juni 1797):

„Dem Herren in der Wüste bracht'
Der Satan einen Stein,
Und sagte: Herr, durch deine Macht
Laß es ein Brötchen sein!

Von vielen Steinen sendet dir
Der Freund ein Musterstück:
Ideen gibst du bald dafür
Ihm tausendfach zurück.“

Dies Wechsel- und Tauschverhältnis zwischen Natur und Idee war das Verhältnis zwischen Goethe und Schiller. Nicht mehr naiv gab sich fortan Goethe der äußeren Natur hin: er lernte die Mitwirkung der Idee, des eigenen Innern, gehörig mit in Betracht ziehen; nicht mehr verlor sich Schiller in die Regionen des Geistes: er lernte sich sachgemäß an der äußeren Tatsächlichkeit orientieren und auf das rechte Maß zurückführen. Und so werden beide in der fruchtbaren Wechselwirkung zwischen

Innen und Außen, zwischen Idee und Natur die rechte, maßvoll besonnene, spannkräftig wachsame Stellung finden. Es wird sich zwischen der Macht des Innern, über die der Kant-Jünger Schiller so erhabene Worte fand, und den Mächten des Äußeren ein stolzbescheidenes Verhältnis herstellen. Goethe wird in der „Farbenlehre" das Wort sprechen:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

Und in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" jenes andre Wort: „Wie gerne sahe ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit solcher Gewißheit im Herzen trug!" Herz und Natur / verhalten sich fortan wie ein wechselndes Ein- und Ausatmen, eins ohne das andere nicht denkbar; es ist eine ineinandergreifende, wohltätig einander in Spannung haltende und beruhigend ergänzende Polarität.

So wichtig ist das Verhältnis zwischen Schiller und Goethe. Und nun werfen wir einen Blick auf ihren so überaus gehaltvollen brieflichen Austausch.

Unter dem Eindruck des oben angedeuteten Gespräches schrieb Schiller noch im August jenes Jahres (23. Aug.) u. a. / folgendes an Goethe: „Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Über so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen..."

Man muß den wichtigen Brief, mit dem nun der Ideenaustausch zwischen den beiden Großen beginnt, an Ort und Stelle

nachlesen. Es ist ein in seiner Mischung von Bewunderung und Klarheit genialer Brief. Sich selbst nennt Schiller den „spekulativen Geist, der von der Einheit“, Goethe nennt er den „intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht“. „Sucht aber,“ fährt er fort, „der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden.“

Es sollte zu den Grundlagen aller höheren Geistesbildung gehören, sich dies bedeutungstiefe Zusammentreffen von Goethe und Schiller gedanklich zu verdeutlichen und damit beide Gebiete in ein gerade heute wichtiges Lebensverhältnis zu bringen: Naturwissenschaft und Philosophie, „Erfahrung“ und „Gesetz“, Anschauen und Denken. (Vgl. „Wege nach Weimar“, Bd. VI.)

Goethe antwortete mit tiefer Freude (27. August): „Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigeren und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern. Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten . . .“ Und Goethe deutet selber den dumpfen Zustand an, in den er im Laufe dieser letzten Jahre geraten ist: „Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin.“ Auch menschlich also — wie einst bei der Begegnung mit Herder — nicht nur geistig, bedeutete Schillers Eingreifen eine Energie-Vermehrung, während Goethes reine und ruhige Art bei Schiller die künstlerische Klärung förderte.

Die Geschichte dieser einzigartigen Freundschaft, der Reichtum dieses Briefwechsels, würden ein Buch für sich bilden. Das Wertvollste des Austausches lag im Gespräch, wie ja gerade

Schiller, nach Humboldts Äußerung, ein Meister der Gesprächsführung war. Die Ergebnisse dieser Berührung sind niedergelegt in den „Horen“, worin besonders Schillers letzter und reifster Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung“ Zeugnis gibt, wie ihm in Goethe das Meisterbild des echt dichterischen Menschen erschienen ist. Es entstanden gemeinsam die epigrammatischen „Xenien“, eine scharfe Absage an jene zahlreichen mittleren Literaten, die diese Wendung zum höheren Ernst in der Literatur nicht nur nicht mitmachten, sondern sogar bemäkelten oder totschwiegen. Es entstanden die „Balladen“; „Wilhelm Meister“ wurde abgeschlossen; „Hermann und Drothea“ entzückte die Freunde Schiller und Humboldt; die mächtige Wallenstein-Trilogie wurde Seite an Seite mit Goethe im Weimarer Hoftheater angehört.

Es lohnt sich, in den Briefwechsel selbst noch einen Blick zu werfen und uns die Art dieses Gedankenaustauschs lebendig zu machen. Schon in den ersten Monaten spüren wir bei Schiller ein gelegentlich betontes Unbehagen gegen spekulative Philosophie, z. B. in einem Briefe vom 7. Januar 1795; dafür aber bricht er in die Worte aus: „So viel ist indes gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karrikatur gegen ihn.“ Eine bemerkenswerte Stimmung! Für den Verfasser der „Künstler“ überrascht die erste Hälfte dieses Satzes nicht, da er Kunst und Poesie als eine lebensaufbauende Macht ersten Ranges schätzt, nicht als bloßen Zierrat; aber die Schärfe der Betonung und die zweite Hälfte des Ausspruchs bedeutet geradezu eine Hinwegwendung von Kant, den er in sich verarbeitet hatte, eine Hinwendung zu Goethe.

Im Herbst des Jahres (6. Oktober 1795) schreibt ihm Goethe: „Diese sonderbare Mischung von Anschauen und Abstraktion, die in Ihrer Natur ist, zeigt sich nun in vollkommenem Gleichgewicht —“ und fügt noch einige weitere ermunternde Worte hinzu. Ihm antwortet Schiller wenige Tage darauf (16. Oktober): „Ihr Brief aus Weimar hat mir große Freude gemacht. Es gibt gegen eine Stunde des Muts und Vertrauens immer zehn, wo ich kleinmütig bin und weiß nicht, was ich von mir denken soll. Da kommt mir eine solche Anschauung meiner selbst außer mir recht zum Troste . . .“ „So viel,“ fährt er fort, „habe ich nun aus gewisser Erfahrung, daß nur strenge Bestimmtheit der Gedanken zu einer Leichtigkeit verhilft. Sonst glaubte ich das

Gegenteil und fürchtete Härte und Steifigkeit. Ich bin jetzt in der Tat froh, daß ich es mir nicht habe verdrießen lassen, einen sauren Weg einzuschlagen, den ich oft für die poetisierende Einbildungskraft verderblich hielt. Aber freilich spannt diese Tätigkeit sehr an; denn wenn der Philosoph seine Einbildungskraft und der Dichter seine Abstraktionskraft ruhen lassen darf, so muß ich, bei dieser Art von Produktionen, diese beiden Kräfte immer in gleicher Anspannung erhalten." Sehr bezeichnend für Schiller! Wieder einige Wochen später äußert Goethe das ehrende Wort (26. Dezember 1795): „Daß man uns in unsern Arbeiten verwechselt, ist mir sehr angenehm; es zeigt, daß wir immer mehr die Manier los werden und ins allgemeine Gute übergehen. Und dann ist zu bedenken, daß wir eine schöne Breite einnehmen können, wenn wir mit einer Hand zusammenhalten und mit der andren so weit ausreichen, als die Natur uns erlaubt hat." Welch ein anschauliches Bild! Hand in Hand freundschaftlich zusammenhaltend und mit der freien Hand so weit ausreichend, als die Natur ihnen erlaubt: so standen sie — ähnlich wie dort in Erz vor dem Weimarer Hoftheater — tatsächlich inmitten der üblichen Literatur, den Aufstieg versuchend in ein höheres Kulturland.

Der Gipfel dieses Austausches wird erreicht mit jener Reihe von ausführlichen Briefen, die Schiller über den „Wilhelm Meister" an den verehrten Freund gerichtet hat, im Hochsommer des Jahres 1796. Es sind wahre Abhandlungen, fast Tag für Tag in jener ersten Juliwoche nach Weimar hinübergesandt. Schiller ist überwältigt von der „erstaunlichen und unerhörten Mannigfaltigkeit" des Werkes; er will einer ästhetischen Schätzung vier Monate ganz widmen. „Ohnehin", fährt er fort, „gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältnis, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so in einem höheren Sinne des Wortes den Namen Ihres Freundes zu verdienen." Schiller, der in jenen ersten weimarischen Jahren um Gefühle der Eifersucht nicht herumgekommen, spricht es nun offen aus, daß es dem Vortrefflichen

gegenüber „keine Freiheit gibt als die Liebe"; er empfindet die eindringende Beschäftigung mit diesem Werke als eine „wichtige Krise" seines Geistes; so sehr wirkt auf den bisherigen Philosophen das Erlebnis des Schönen. „Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie, oft bis zu Tränen, rühren könne . . . Leben Sie jetzt wohl, mein geliebter, mein verehrter Freund! Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß was wir sonst nur in der weiten Ferne eines begünstigten Altertums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist! Wundern Sie sich nicht mehr, wenn es so wenige gibt, die Sie zu verstehen fähig und würdig sind."

So schlug diese Geisterfreundschaft Flammen.

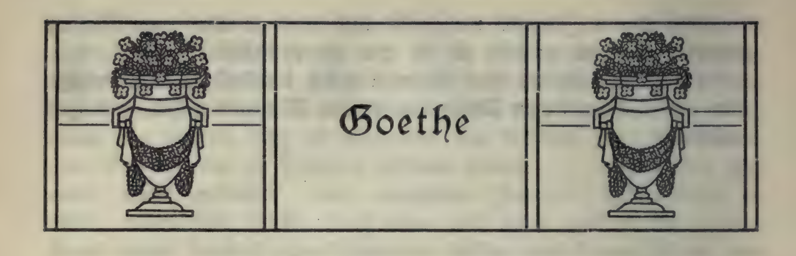
Goethe erwiderte auf diese Briefe tiefbeglückt (5. Juli 1795): „Gleich nachdem ich Ihren ersten Brief erhalten hatte, fing ich an, Ihnen etwas darauf zu sagen; nun überraschen mich, in meinen wahrhaft irdischen Geschäften, Ihre zwei folgenden Briefe, wahrhaft als Stimmen aus einer andren Welt, auf die ich nur horchen kann. Fahren Sie fort, mich zu erquicken und zu ermuntern! . . . Werden Sie nicht müde, mir durchaus Ihre Meinung zu sagen . . . Ihre Briefe sind jetzt meine einzige Unterhaltung, und wie dankbar ich Ihnen sei, daß Sie mir so auf einmal über so vieles weghelfen, werden Sie fühlen." Und in einem nächsten Briefe fügt Goethe hinzu: „Herzlich danke ich Ihnen für Ihren erquickenden Brief und für die Mitteilung dessen, was Sie bei dem Roman, besonders bei dem achten Buche, empfunden und gedacht. Wenn dieses nach Ihrem Sinn ist, so werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen; denn gewiß ohne unser Verhältnis hätte ich das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zustande bringen können."

Dies schon ist im Munde des phrasenlosen Goethe eine bedeutende Ehrung Schillers; aber im Januar 1798 sagt er dem Freunde noch wärmeren, noch tiefer eindringenden Dank: „Das günstige Zusammentreffen unsrer beiden Naturen hat uns schon manchen Vorteil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältnis wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diente, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußeren Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des inneren Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben

mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte."

Herrlicher als es hier Goethe selbst dankend zusammenfaßt, kann wohl über diesen Bund der beiden Männer nichts geäußert werden.





Goethe

Das Erlebnis der Poesie und Schönheit ist an Wirkungsgewalt vergleichbar der Liebe zwischen Mann und Weib. Oft erschüttert dieser elektrische Strom die betroffenen Menschen bis zu Tränen. Das ganze Dasein ist belebt und erhöht; wir sind aus dem Verdrießlich-Chaotischen des stimmungslosen Alltags umgewandelt in Melodie und Rhythmus; die Dinge haben einen Goldrand, die Geräusche der Natur sind Musik. Solche Verwandlungskraft besitzt der Verkünder des Schönen.

„Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.
In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann“ . . .

Von Tasso werden diese Worte gesagt. Sie gelten von Goethe selber.

Und wie im Einzelnen, so im Ganzen. Das Heiligste, was einer Nation beschert werden kann, ist der große Dichter. Wir möchten zwar alle anderen Edelkräfte im Orchester des Ganzen nicht vermissen; aber im Dichter tritt ein Element der Freiheit hinzu, ein Ton von oben — wie dort Ariels Melodieen über der Insel schweben. An seiner Hand betreten wir ein Märchen- und Wunderland. Dies neue Dasein ist der irdischen Schwere entrückt. Aber es ist doch echt menschlich; denn der große Dichter saugt immer zugleich das Suchen der Zeit mit in sich auf und gibt dem allem befreiende Gestalt und erlösenden Ton.

Er ist mit ganzem Herzen fühlender, liebender, leidender, durch Irrtum zur Wahrheit reisender Mensch; aber ein siegreicher Mensch. Er verwandelt Leid in Segen, Chaos in Kosmos.

Mensch sein heißt Kämpfer sein; aber Dichter und Künstler sein, heißt Sieger sein. Auch einem Johann Wolfgang Goethe nahen wir uns von dieser Seite her.

Im westöstlichen Diwan verlangt der Dichter Einlaß in das Paradies; die Wächterin will es ihm verwehren. „Bist du auf Erden ein Held gewesen? Hast du rühmliche Wunden aufzuweisen?" so fragt sie den Nahenden. Der Dichter antwortet:

„Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Schärfe deine kräft'gen Blicke!
Hier durchschaue diese Brust,
Sieh der Lebenswunden Tücke,
Sieh der Liebeswunden Lust!"

Nach der Anschauung unsrer germanischen Mythologie wird nur der Held nach Walhall emporgetragen; ihm nur sind die Walküren gewogen. So auch hier. Goethes Leben und Wirken war ein siegreicher Kampf um die Durchführung und Hinaufläuterung der Persönlichkeit. Und zwar so, daß sich zwischen den Pflichten nach außen und den Forderungen des Innern ein harmonischer Ausgleich ergab. „Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer werden lassen", bemerkt der Dichter des „Faust" in einer Abwehr (zu Eckermann, 1830); „ich kann sagen, ich habe mir in den Dingen, die mir die Natur zum Tagewerk bestimmt, Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und getan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um uns alle gut stehen!" Und in einem seiner kleineren Aufsätze („Antik und Modern") teilt Goethe die Bemerkung eines „geübten Diplomaten" mit, der, nach einem Blick auf Goethes Gesicht, zu seinen Freunden gesagt habe: „Voilà un homme qui a eu de grands chagrins!" [Ein Mann, der viel Leid erfahren hat!] „Der gewandte Gesichtsforscher hatte recht gesehen", fügt Goethe

hinzu; nur hätte der Beobachter diese Erscheinung nicht nur „durch den Begriff der Duldung“ ausdrücken sollen, sondern mußte auch die „Gegenwirkung“ berücksichtigen, an der es denn doch Goethes stille Beharrlichkeit nicht hat fehlen lassen. Sehe man sich z. B. die Bildnisse von Tischbein oder von Schwerdtgeburth an, wenn man die Nachwirkung besiegter Leidenschaften oder still verarbeiteter Schmerzen in Goethes Zügen erkennen will! Und lassen wir uns noch an ein Wort von Thomas Carlyle erinnern, das dieser Verehrer Goethes an Emerson schreibt (2. Febr. 1835): „Eines Tages werden Sie einsehen, daß dieser sonnig dreinschauende, freundlich-höfliche Goethe in sich verschleiert ein Prophetenleid trug, tief wie das Dantes. Und mir und Ihnen muß es nur um so edler erscheinen, daß er es so niederhalten konnte. Ich glaube vor allem dies: Kein Mensch kann so sehen, wie er sah, der nicht gelitten und gekämpft hat, wie selten ein Mensch es getan.“

Der Schlußsatz — daß eine Vertiefung des seelischen Menschen zugleich eine Verfeinerung des künstlerischen Sehens bedeutet — ist ein entzückender Einblick in den Zusammenhang zwischen Innen und Außen.

Aber der Kämpfer Goethe ist Sieger geblieben und demnach glücklich zu preisen. Ihm war es vergönnt, das andringende Leid und die Dumpfheiten des Innern zu klären mittels des dichterischen Wortes. Welt und eigene Natur tun dem Dichter weh: er packt das Weh, der Kämpfer, und verwandelt es in Wohllaut. Er tut mit dem so entwaffneten und in ein Kunstwerk verwandelten Leid vielen Menschen wohl: so ist das Feindliche verwandelt in Segen, in Rhythmus und Anmut. In solchem Sinne sagte ich vorhin, daß einer Nation nichts Schöneres beschert werden könne als ein verwandlungsstarker Dichter, der einen Strahl der Liebe von oben in alle Erdendinge herabträgt. Er umhüllt das Kreuz des Lebens mit Rosen der Poesie — wie es dort in Goethes unvollendetem Gedicht „Die Geheimnisse“ lautet:

„Es steht das Kreuz mit Rosen dicht umschlungen:
Wer hat dem Kreuze Rosen zugesellt?
Es schwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das schroffe Holz mit Weichheit zu begleiten.“

In Erkenntnis dieser magischen Fähigkeit äußert denn auch Schiller, von Kant zu Goethe kommend, jenes schroffe Wort

(7. Jan. 95, an Goethe): „So viel ist indes gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Karrikatur gegen ihn." Ihm schwebte der Dichter Goethe vor. Und ebenso bewunderungsvoll schreibt er über Goethe an dessen Freund Heinrich Meyer (21. Juli 1797): „Wenn es einmal einer unter Tausenden, die danach streben, dahin gebracht hat, ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen, der kann meines Erachtens nichts Besseres tun, als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er auch noch kommt, es kann doch nichts Höheres geben." Was Schiller an Bürger vermißt hatte, hier bei Goethe war es erfüllt: ein „schönes vollendetes Ganzes".

Nun aber wissen wir, daß das eigentliche Geheimnis dichterischen Gestaltungsvermögens ein Geschenk ist; niemand kann es sich durch sittliche oder geistige Anstrengung erringen. An einem eindrucksvollen Beispiel macht einmal Goethe dies Angeborene der künstlerischen Gestaltungskraft klar. „Ich hatte die Gabe" — so erzählt er in einem naturwissenschaftlichen Aufsatz — „wenn ich die Augen schloß und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander, und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürliche Blumen, sondern phantastische . . ." Goethe erklärt diese Erscheinung aus seiner vielfachen Beobachtung von Pflanzen und fährt fort: „Hier ist die Erscheinung des Nachbildes, Gedächtnis, produktive Einbildungskraft, Begriff und Idee, alles auf einmal im Spiel und manifestiert sich in der eigenen Lebendigkeit des Organs mit vollkommener Freiheit, ohne Vorsatz und Leitung. Hier darf nun unmittelbar die höhere Betrachtung aller bildenden Kunst eintreten; man sieht deutlicher ein, was es heißen wolle, daß Dichter und alle eigentlichen Künstler geboren sein müssen. Es muß nämlich ihre innere produktive Kraft jene Nachbilder, die im Organ, in der Erinnerung, in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Idole freiwillig, ohne Vorsatz und Wollen lebendig hervortun, sie müssen sich entfalten, wachsen, sich ausdehnen und zusammenziehen, um aus flüchtigen Schemen wahrhaft gegenständliche Wesen zu werden."

Wenn wir uns nicht mißverstehen wollen, so darf es hier ausgesprochen werden, daß mit dieser Erkenntnis von dem natur-

haft Angeborenen des Künstlertums ein Schritt auch über Schillers Ästhetik hinaus getan ist. Schiller pflegte das Phänomen des Dichters mehr von der geistigen Seite zu betrachten; hier ist von der Natur in und um uns ausgegangen. Und diese ist für den Künstler die Offenbarungsquelle. Goethe fühlte tief das Übergeordnete des Kommens und Gehens dieser dichterischen Eindrücke, Gebilde und Gestalten; aber er besaß auch die Ruhe des Abwartens und des ruhig-treuen Festhaltens. „Mir drückten sich gewisse große Motive, Legenden, uralt-geschichtlich Überliefertes so tief in den Sinn, daß ich sie vierzig und fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt; mir schien der schönste Besitz, solche werte Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu sehen, da sie sich denn zwar immer umgestalteten, doch, ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften." („Bedeutende Förderung durch ein einziges geistreiches Wort", 1823). Man hat daher Goethes Verfahren, von der sinnlichen Seite, „gegenständlich" genannt; nicht minder zutreffend kann man aber, von der inneren Seite her, mit Dilthey sagen, es sei „Seelendichtung, die uns alles menschliche Innere tiefer, reiner, wahrer auffassen gelehrt hat." Denn das ist ja das Reiche bei Goethe, daß sich Seelenwärme und plastische Klarheit so innig vermählen.

Wiederum verstehen wir aus Goethes Eindrucksfähigkeit und zugleich Seelenwärme sein oft besprochenes Verhältnis zum weiblichen Geschlecht, das für ihn von so fördernder Einwirkung war. Wiederum auch sein Wort, daß sein Dichten Gelegenheitsdichtung sei: Bruchstücke einer einzigen großen Konfession. Werfen wir nun einen Blick auf den Werdegang dieses weltweiten Dichters, der die Erfüllung und Vollendung seiner Epoche darstellt!

Man hat, wie schon gesagt, den unberuhigten jungen Goethe von Frankfurt und Wetzlar den „Wandrer" genannt. Dies diene uns als Ausgangspunkt. Goethe sang damals „Wanderers Sturmlied" —

„Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz" — —

Der Dichter sang es, durch Regen und Sturm wandernd. Ein zielloser Drang war über ihm; er suchte seinen Lebensrhyt-

mus, er suchte den seiner Natur gemäßen Wirkungsort. Damals entstanden auch, aus diesem titanischen Drang heraus, der sogenannte „Urfaust“, Götz, Werther, die Fragmente des „Prometheus“, „Ganymed“, „Schwager Kronos“, „Mahomets Gesang“. Der junge Stürmer empfand bei so drängender Vorwärtsbewegung Pfad und Herz als zu eng, die Welt als einen Kerker. Man übersehe nicht den seelisch gewiß nicht zufälligen Zug, daß mehrere Gestalten Goethes — Götz, Gretchen, Egmont — im Kerker enden! „Die Welt ist ein Gefängnis,“ seufzt Frau Elisabeth im „Götz“. Und wie Götz nach himmlischer Luft und Freiheit ruft, so erschaut Egmont im Kerker die „Freiheit im himmlischen Gewande“ und stirbt für die Freiheit, für die er lebte und focht. In drangvoller Lage sehnt sich auch Werther nach grenzenloser Liebe. „Manchmal ergreift's mich,“ ruft Werther, „es ist nicht Angst, nicht Begier, es ist ein inneres, unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt. Wehe, wehe! Und dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Szenen dieser menschenfeindlichen Jahreszeit“ . . . Es ist die Zeit Ossians; das Dämonische der Volksballade hat durch Herder und Bischof Percys Sammlung Eingang gefunden; wir vernehmen Bürgers „Lenore“. So ist noch Tasso ein Gefangener seiner liebenden Leidenschaft; so ist Orest gezerrt und gefesselt von Dämonen, bis ihm Iphigeniens schwesterliche Liebe die Fesseln löst; so empfindet Goethe selbst das lustige Jung-Weimar als einen Kerker und entflieht endlich auch einer Frau von Stein in die stille Klarheit Italiens und zu den ruhvollen, geisterhaften Marmorgestalten der Antike.

„Die Welt ist ein Gefängnis . . .“ Goethe ist darin mit dem Dichter der „Räuber“ einig, der den „Tyrannen“ seinen Freiheitsruf entgegenschleudert und nach Nirgendland in die „böhmischen Wälder“ flüchtet. Wie aber der greise Goethe zu Eckermann schreiben wird (1823): „Möge ich Sie in stiller Tätigkeit antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgeht“ — so prägt auch Schiller, in die Stille einkehrend, das Wort:

„Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.“

Beide Dichter finden also den Weg nach Seelenland.

Aber in uns selber wieder sind Gegensätze. Ein Idealist und ein Realist, ein Stürmer und ein Besonnener bekämpfen sich auch in uns selber; der eine will fliegen, der andere gehen. Diese zwei Seelen sind auch in Goethe.

Am bekanntesten ist das Beispiel Tasso-Antonio; von ihnen sagt Leonore:

„Zwei Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte.
Und wären sie zu ihrem Vorteil klug,
So würden sie als Freunde sich verbinden;
Dann ständen sie für einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Lust durch's Leben hin."

So spaltet Goethe in Tasso und Antonio seine eigene Individualität in zwei Hälften und stellt sie einander gegenüber. So steht neben Götz der weichliche Weislingen; so ist den Edelfrauen von Jaxthausen die buhlerische Adelheid entgegengesetzt; Oranien polarisiert sich zu Egmont wie Antonio zu Tasso; Orest wird ergänzt durch den ruhigen Pylades; dem weichen Paare Eduard-Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" stehen die gehaltenen Naturen Charlotte und der Hauptmann gegenüber; zu Faust gesellt sich sein Schatten Mephisto; sogar zu Gretchen bildet Frau Martha das platte Gegenstück; Werner und Wilhelm am Anfang der „Lehrjahre" verhalten sich wieder wie Antonio und Tasso; die wunderbare Mignon geht der leichtfertigen Philine weit aus dem Wege; und noch einmal im „Pandora"-Bruchstück stehen der tätige Prometheus und der träumerische Epimetheus einander gegenüber.

Nun entsinnen wir uns jenes bekannten Verses:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabulieren" . . .

Und wie sich hier poetische Frohnatur und praktische Ernstnatur — Tasso und Antonio — polarisieren, so stellt sich Goethe einmal in einem Briefe an Gräfin Auguste zu Stolberg in seiner Doppelnatur deutlich dar (13. Februar 1775): „Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten

Rock, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fasnachts-Goethe . . . Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnt, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend . . . immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten kämpfend und spielend entwickeln lassen will: das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinn kommen, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben."

Demnach besteht Goethes Lebensaufgabe darin, nicht bloß jenen allgemein titanischen Drang zu beruhigen, sondern auch diese beiden in ihm selber einander widerstrebenden Kräfte in Einklang zu bringen, damit sie „für einen Mann stehen" und „mit Macht und Glück und Lust durch's Leben gehen."

So stürmte der junge Tasso — Goethe — in das lustige junge Weimar: aber der Hofmann Antonio — wiederum Goethe — tritt ihm entgegen und belädt ihn mit Arbeitsfracht. Und nun verstehen wir, warum Goethe, wie er einmal zu Sulpiz Boisserée sagt, nicht bloß Dichter war: er brauchte den wissenschaftlichen Ballast als ein Gegengewicht. Aus einem dunklen Drange heraus belud sich seine Natur mit so vielseitiger Beschäftigung. Denn es galt das „spechtische Wesen" zu überwinden mit Pindarscher Zügelkraft, wie er selbst einmal aus Wetzlar an Herder schrieb.

Tatsächlich ist im jungen Goethe, neben der titanischen Unruhe, auch noch ein etwas weiblicher Zug. Sein Werther, sein Clavigo, Fernando in „Stella", sein Weislingen, seine Liebes-Gedichte und -Erlebnisse, das Gezierte, das er in Leipzig und anfangs in Straßburg zur Schau getragen, so daß Herder etwas „Spatzenmäßiges" in ihm fand — all dies deutet auf eine Gefahr hin, die dem reichen und schönen Patriziersohn drohen konnte. Er konnte sich als leichtbegabter, vielverliebter Liedersänger, Satiriker, Singspieldichter und dergleichen verausgaben. Und die bereits bedenklich fragmentarischen größeren Entwürfe

— wie Mahomet, Cäsar, Prometheus, Faust — konnten eben Entwurf bleiben, wie vielleicht Goethes ganzes Leben und Streben. In der Tat bemächtigte sich diese Sorge oder Auffassung mancher Zuschauer — wie Klopstock — die den begabten Dichter im Strudel von Weimar verschwinden sahen. Ob es jemals wieder ein Auftauchen gab?

Aber da entsinnen wir uns jenes Wortes: „Die Stein hält mich wie ein Korkwams über dem Wasser, daß ich mich auch mit Willen nicht ersäufen könnte." Und unter ihrer feinen Führung finden sich nun die beiden Elemente tatsächlich zusammen: Tasso und Antonio schließen Freundschaft und bilden ein Ganzes. Der Rhythmus seines Lebens wird langsamer; die Hitze wird Wärme; das Gemüt verdichtet und festigt sich; das Auge strahlt die innere Ruhe wieder. So entstehen die ersten Niederschriften von Iphigenie und Tasso. Und nun bildet sich Goethes Stil überhaupt nach und nach zu jener klaren Ruhe und reinen Tiefe aus, die wir an diesem Dichter bewundern.

„. . . Und o wie dank' ich euch,
Daß ihr mich heut auf einen Pfad gestellet,
Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum schönsten Tage sich erhellet!
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten sind hinweg — ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine schön're Welt:
Das ängstliche Gesicht ist in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben ist's, es ist schon lang begonnen."

Hier aber kommt nun die Flucht nach Italien nebst Hinwendung zur Antike. In beidem erkennen manche Literarhistoriker einen Bruch mit Goethes bisheriger persönlicher und nationaler Entwicklung. Hatten schon die zehn Jahre von Weimar — so etwa meint man von dieser Seite — die Fäden gelockert, die unsren Dichter mit der nationalen Literaturentwicklung verbanden, so rissen diese Fäden vollends, als er nach Italien ging und der Antike einen übermächtigen Einfluß gestattete. So kam etwas Fremdes zwischen den späteren Goethe und den deutschen Geist; auch zwischen den antiken Goethe und den Christen Herder.

So sagen diese Beurteiler, z. B. Karl Weitbrecht in dem bei Göschen, Leipzig, erschienenen Bändchen „Deutsche Literatur-

geschichte der Klassikerzeit" oder schon in seinem „Diesseits von Weimar" (Stuttgart 1895; vergl. auch Baumgarten, Herders Lebenswerk, Tübingen 1905). Diese Auffassung ist nicht so ohne weiteres abzuweisen. Es fragt sich jedoch, ob es lohnt, nachträglich an eines bedeutenden Mannes Entwicklung Kritik zu üben; ob nicht vielmehr die Flucht nach Italien und die Verschanzung in der Antike ebensogut als eine Rettung betrachtet werden kann, da im humanistischen Zeitalter eine andre Art des festen Fußfassens noch nicht möglich war. Klopstock war gescheitert mit seinem Versuche, die nordische Mythologie lebendig zu machen; da mußte noch lange wissenschaftliche Vorarbeit geleistet werden, bis ein Richard Wagner und andere wirklich mit siegenden Werken durchdrangen. Aber für die Antike war diese Vorarbeit geleistet; an der Größe und Gestaltungsreinheit der Griechen hatte man sichere, klare Vorbilder. Nun kam es darauf an, ihre Sicherheit und Klarheit hereinzutragen in deutschen Geist. Daß dabei auch ihre Formen und Götternamen nebst sonstigem zeitlichen Beiwerk und räumlichen Begrenztheiten mit herübergetragen wurden, schadet nicht viel. Wohl trägt „Iphigenie" griechisches Gewand, und „Hermann und Dorothea" hat homerische Form: es ist aber nicht wichtig gegenüber dem reinen und feinen Menschengehalt, den sich Goethe in diesen Formen gestaltet hat. Und dann: es war angesichts jener brutalen Revolutions- und Kriegsjahre, wie der Verfasser der ästhetischen Briefe und Herausgeber der „Horen" deutlich begründet hat, wohl eine Notwendigkeit, ein Idealgebiet zu besitzen, das diesen Stürmen entrückt war. Dies ideale Land war ihnen Hellas: in Wahrheit, d. h. der wesentlichen Wirkung nach, kein geographischer Ort, sondern ein poesievoller Seelenbezirk, der sich ermutigend vor ihrem inneren Blick auftat.

„Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei,
Allein die Guten bringen sie zurück —"

— sagt die Prinzessin stolz und gefaßt im „Tasso":

„Und soll ich dir gestehen, wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß,
Wie sie uns immer wieder werden kann —"

— denn:

„Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und teilen den Genuß der schönen Welt."

Und so sagt Goethe selbst in seinen feinen Gedanken über Winckelmann: „Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Altertum uns erscheinen." Wir wissen es aus den Worten des schönheitsdurstigen Johann Joachim Winckelmann selber, was diesem Vorkämpfer des Klassizismus als Seelenideal vorschwebte. „Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfalt und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck. So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele" (Winckelmann, Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke, 1755).

So müssen wir uns das Verhältnis der Klassiker zu Griechenland menschlich nahebringen. Sie suchten die „große und gesetzte Seele". Wie sich Friedrich der Große in Sanssouci altrömische Büsten dankbar aufstellte, wie er sich mit römischen Philosophiewerken ermunternd umgab: so zündeten die Klassiker ihr Licht an Griechenlands Leuchten an. Aber das Licht war ihr eigenes — vielmehr: es war das eine Licht echter Poesie, Kunst und Weisheit, das dem Wesen nach als immer das gleiche um die Erde wandert, das von jeder neuen großen Epoche an früheren großen Epochen angezündet wird.

Aus all diesen Lebens- und Literatureinflüssen wuchs also Goethes klassischer Stil empor. Ruhige Klarheit ist dieses Stils oberste Eigenschaft. Goethe hat sich geübt, erst zu sprechen, wenn sich ihm Eindruck und Gedanke im Innern zur Klarheit gereift haben. Dann löst sich das Wort als eine reife Frucht. „Das Wahre spricht sich rein," heißt es in den „Sprüchen"; ich habe mich „in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet," steht in den Annalen (1803). Besonders aus Italien kommt ein Wort nach dem andern, das des Dichters wachsende Klarheit und Bestimmtheit bekundet. „Ich lebe hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl

hatte . . ." „Nun habe ich schon wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und mein Geist reinigt und bestimmt sich." Nur Italien, nur die Antike konnte einem Deutschen damals diese Klarheit, Ruhe und Reinheit des Schauens geben; Herder und Klopstock sind in ihrer Zerflossenheit warnende Beispiele; freilich muß diese Klarheit der Anlage nach im Menschen liegen, wie sie in Goethe lag.

Indem nun diese Sprache rein und sachlich, dabei doch seelenwarm, die Erscheinungen aufnimmt und in Gedanken oder Gebilde verwandelt, nichts überstürzend, den Ausdruck mit Seele und Anschauung zugleich prägend, kann der Dichter seine stillere Persönlichkeit getreu zur Erscheinung bringen. Sein Stil erhält persönliche Klangfarbe. Er gibt den Worten ihre schlicht-natürliche Bedeutung; zugleich adelt er sie durch sein Persönliches. Es ist Rhythmus in seinem ruhig und gleichmäßig atmenden Wesen; Rhythmus im Pulsschlag der Sprache. Goethe hat, wenn er ein Satzgebilde formt, nicht nur ein Feingefühl für das dahin passende Wort: er verbindet damit auch Feingehör für den Tonfall. Man hört seine seelische Stimme. Es ist ein Gesprächston in Goethes Stil; während der lautere Dramatiker Schiller mehr einem Vortragston zustrebt, der an viele gerichtet ist. Bei der großen Naturliebe Goethes liegt über seiner Sprache, oft mit wenigen Worten erzielt, immer der feine Schmelz und Glanz, den nur das lebensvolle Verhältnis zur Erscheinungswelt verleihen kann. Diese feine Sinnlichkeit — besser: Sinnenhaftigkeit — tritt bei Schiller zurück und macht dafür einer energisch geformten Geistigkeit und Gesinnungskraft Platz. Aber der Zauber der Sprache Goethes liegt nicht in dem oder jenem Einzelzug: es ist ein Zusammenwirken von mehreren Eigenschaften, wobei eine milde Zurückhaltung, eine Stimmung des Über-den-Dingen-Stehens, ja ein Schimmer von Wehmut des Verstehenden, der viel erfahren und erlitten hat, nicht den letzten Reiz bildet. Liebe schwingt zwischen den Zeilen; Goethe nimmt zu den Dingen freundlich-heitere oder ernste Stellung, steht jedoch immer in genügendem optischen Abstand, um sie dennoch klar zu schauen und ihr Wesentliches hervorzuholen. Keine koloristischen Gewaltsamkeiten, kein Übermaß, keine Verzerrungen fallen auf. Alles ist in Form und Maß gebracht und hat doch seine natürliche Lebenswärme, seine natürliche Wortbedeutung behalten.

Im sogenannten „Altersstil" steigert sich das behaglich anteilnehmende Wohlwollen, wird wohl auch ein wenig umständlich und sogar schnörkelhaft. Aber der vergoldende und doch sachlich-klare Grundzug bleibt auch hier. Goethe war „ganz Auge"; aber er war auch „innere Musik". Und Gehör und Auge standen im Dienste eines vornehmen Herzens und eines weitsichtigen Geistes. Aus diesen Kräften miteinander formte seine gestaltende Kraft diese so einfache, wahrhaftige und doch so schön durchleuchtete Goethesprache.

Man vergleiche z. B. (worauf Rich. M. Meyer in seiner Goethebiographie hinweist) die Brunnenszenen im „Werther" und in „Hermann und Dorothea": Dort ist sie noch etwas spielend und gefühlshaft, hier von edler Gehaltenheit. Und so reift der ganze Mensch und mit ihm seine dichterische, briefliche und wissenschaftliche Ausdrucksweise. Goethe isoliert sich, vollends nach Schillers Tod, mehr und mehr von den literarischen Strömungen und bildet, aufmerksam um sich schauend, eine Welt für sich. In ihm ragt die Vergeistigungskraft der klassischen Epoche in das neunzehnte Jahrhundert hinein. An ihn gilt es wieder anzuknüpfen, und zwar etwa in dem vertieften Sinne, wie es Heinrich von Stein in seiner „Ästhetik der deutschen Klassiker" (Leipzig, Reclam) versucht hat.

Auch Chamberlain rühmt in seinem Kant-Werk „Goethes Auge"; sagt doch Goethe selber, daß ihm das Auge vor allen andern das Organ sei, womit er die Welt erfasse (z. B. Dichtung und Wahrheit, 6. Buch). Aber Emerson bemerkt: „Goethe schaut mit jeder Pore" und bezeichnet damit den Prozeß des Einsaugens der Außenwelt mit allen zusammenwirkenden Organen. Bielschowsky spricht noch insbesondere von „Goethes Wortmusik". Als Beispiel greift er einen Brief an die Gräfin Auguste Stolberg (1823) heraus; darin schreibt der beruhigte Greis fein und milde: „Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert. In unsres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hiezulande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue." Es ist nicht zu leugnen, bemerkt hierzu Bielschowsky, „daß aus diesem Briefe eine sanfte Musik uns entgegentönt. Und da weder Versmaß noch Reim vor-

handen, so fragen wir von neuem: woher quellen die Melodieen, die Goethes Poesie und so viele Stücke seiner Prosa wunderbar und geheimnisvoll durchtönen?"

Der Grund dieses Sprachzaubers ist ein vielfacher und hat seine Einheit in Goethes Seelenzustand. Alle Ästhetik, die nicht zu diesen Tiefen vordringt, bleibt unzulänglich. Und so fühlt auch der soeben genannte Biograph sehr richtig, das Melodische liege nicht am Lautklang der einzelnen Worte und nicht in den Lautverbindungen; wenigstens — fügen wir hinzu — nicht darin allein. „Aber wenn es nicht ihr Lautklang ist, der uns melodisch tönt, so ihre Bedeutung, die Bedeutung der einzelnen und noch mehr der verbundenen Worte. Sie erwecken in uns Vorstellungen, erwecken Bilder und Gedanken, die wie liebliche Harmonieen uns ins Ohr fallen. Das ist der Hauptgrund der Goethischen Wortmusik." Wir wollen es noch genauer zu sagen suchen. Bielschowsky übersieht den sehr wichtigen Rhythmus, die leise wiegende Schwingung; diese aber geht von einer beruhigten Schwingung der Seele aus und findet zwanglos die entsprechend leise schwingenden Wortgebilde. Es ist in diesen Zeilen nichts Hastendes. Goethe läßt sich Zeit zu mehrteiligen Sätzen mit den nötigen Zeitabschnitten und mit der entsprechenden Wortwahl: hier zu einem voller tönenden „jetzo", das sich in den Rhythmus fügt, dort zu einem eindrucksschönen „angesichtlich" und wieder zu dem tiefer eindringenden Worte „gründlicher" nebst der schön ausschwingenden „beruhigten Treue". Es liegt aber auch Stimmungswert in diesen Worten wie schon in der ganzen Idee jener Sätze: eine Stimmung ruhigen Vertrauens. Ja, man muß sagen: nicht nur eine Stimmung, sondern ein gefestigter, zur Natur gewordener Seelenzustand.

Ohne diese edelruhige Gestimmtheit der tiefsten Seele und der ganzen reifen Persönlichkeit bleiben äußere Wortwahl und sonorster Rhythmus nur vergänglicher Schönklang.

So ließe sich noch vieles über Goethes Bilden und Gestalten sagen. Aber wir werfen bloß noch einen Blick auf sein Haupt-Poesiewerk: auf seinen „Faust".

Wir wollen einmal von dem ganzen Erklärungsplunder — Sünde, Hölle, Himmel, Teufelspakt, Erlösung usw. — absehen, weil uns hier theologische Vorstellungen den schlichten Tatbestand verwirren. Im „Prolog im Himmel" sagt der Herr ganz einfach zu Mephisto, dem diesseitigen Fürsten: versuch's, vernichte

die Polarität, die dem Menschen innewohnt: „zieh diesen Geist auf deinem Wege mit herab" — so daß also der Drang nach oben, der in jedem Menschen dem Zwang nach unten entgegenkämpft, aufgehoben ist und der Mensch „mit Lust Staub frißt" wie das Tier: Dann ist dieses dergestalt entgottete, entgeistete, entflügelte Wesen naturgemäß und von selber Dein. Und nun beginnt das Schauspiel; Mephisto will den faustischen Drang höhnend vernichten. Der Herr weiß aber im voraus, daß er dem Menschen Faust in diesem anreizenden Mephisto nur scheinbar einen Feind, in Wahrheit einen Förderer gegeben hat. Denn —

„Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh:
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt, und muß als Teufel schaffen."

Also ist dies Verhältnis zwischen dem Zwei-Seelen-Faust und dem bloßen Diesseits-Geist Mephisto letzten Grundes eine Wohltat; der kurzsichtige Teufel triumphiert zu früh: er treibt den suchenden Faust nur um so stärker in die Lebens-Doppelbewegung. Und nun erst recht nicht wird der Augenblick kommen, wo dieses rastlose, vom Lichtdrang gelockte, vom Teufel gestachelte Genie den stumpfen, dumpfen, fernsichtslosen Augenblick begrüßen wird: „verweile doch, du bist so schön" — das heißt: verweile für immer, so daß also die Bewegung aufhört! Nein, nur in der Idee einmal, wenn er sich entzückt ein beglücktes Volk ausmalt, taucht dieser Gedanke vorübergehend auf — aber auch er nur ein Gedanke. Und so jagt Fausts Denken und Sehnen immer schaffend voraus, Mephisto als ein Schatten hinterher; und noch am Grab wird Faustens Lebenskraft emporgetragen und fliegt der Walküre Gretchen nach, zu der die Mater dolorosa sagt:

„Komm, hebe dich zu höheren Sphären!
Wenn er dich ahnet, folgt er nach!"

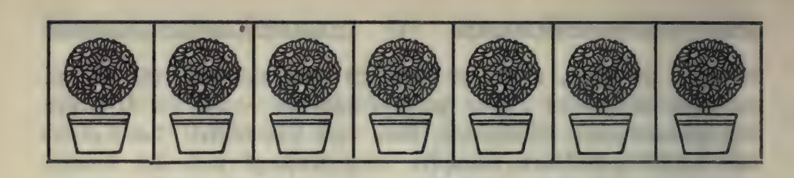
So ist denn der „Faust" ein Lebens-Triumphlied. Hinter dem immer strebend sich bemühenden Kämpfer-Menschen, auch wenn er in dunkelste Irrungen gerät, bleiben die Kräfte der Erde machtlos zurück, ja, sie müssen ihm dienen. Die Liebe aber von oben, die helfende, gnadenvolle Liebe kommt dem

Kämpfer zu Hilfe, wie dort Beatrice dem mühsam mit Vergil aufwärts steigenden Dante entgegenschwebt — wie die Walküre der germanischen Mythologie über dem Schlachtfeld des Lebens dem tapfer gefallenen Kämpfer entgegenfliegt und ihn hinaufträgt in den Saal der Helden.

Mit dem Heldenmotiv haben wir begonnen; wir schließen auch damit. Dem Helden gilt der Gesang der Engel oder der Walküren — denn es kommt auf dasselbe heraus: es sind lichte, helfende Geistwesen der höheren Sphäre: —

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen!
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen."





Klassischer Idealismus der Zukunft

Man kann den Zeitabschnitt von Klopstocks Auftreten bis Goethes Tod die Epoche des klassischen Idealismus nennen. Edle Auffassung des Menschentums nach seiner inneren Würde; edle Auffassung des Frauentums als einer seelischen Macht; edle Auffassung des Dichterberufes als einer Verstärkung des Dranges nach oben: — so stellt sich uns diese geistig gestimmte Epoche dar.

Als Goethe aus dem Leben schied, besaß Deutschland keine führenden Geister, die das Erbe dieser 80 Jahre — denn Goethe ist geboren in der Zeit, in der Klopstock auftrat — siegreich weitergetragen und vermehrt hätten. Wohl aber besaß England solche Geister. Mit Byron, Scott und Carlyle hatte Goethe Fühlung gehabt. Thomas Carlyle besonders trug den Geist des klassischen Zeitalters hinüber in die englische Literatur. Und in Amerika erstand Carlyles Freund Ralph Waldo Emerson und sein Concorder Idealistenkreis (Thoreau). Bei uns aber war es u. A. Schopenhauer — neben dem formalen Klassizismus der Schule Platens — der das Erbe eines Kant und Goethe bitter-heroisch verwaltete und umarbeitete. Von ihm führen geistige Beziehungen zu Richard Wagner und dem Bayreuther Bezirk (Heinrich von Stein, Gobineau).

Richard Wagner aber hatte einen schweren Kampf gegen die erdrückende Wucht des umgebenden Materialismus. Mit Posaunen ersang und erzwang er sich Gehör. Das Überreizte, das uns bei ihm stört, ist auf Rechnung dieses Spannungszustandes gegenüber einer ungünstig gestimmten Umwelt zu setzen. Ein andrer Bedeutender seines Kreises — Friedrich Nietzsche — ist in diesem Kampfe erlegen und hat zuletzt sein Bild selber

verzerrt. Heinrich von Stein ist früh gestorben: überarbeitet. Gobineau blieb als ausländischer Gesandter räumlich und geistig ein Fremdling. Auch bei ihm ist der heroische Pessimismus, der allen Idealisten dieses Zeitalters eigen war, nicht zu verkennen.

Bezeichnend ist es, daß Zola mit einem Bändchen Gedichte, Björnson und Ibsen mit idealistischen Dramen begonnen haben, ebenso wie Nietzsche anfangs einem enthusiastischen Idealismus gehuldigt hat. Aber das Zeitalter der Naturwissenschaft und Technik war mächtiger. Es galt hier unterzugehen oder abseits zu bleiben — oder eine Anpassung zu finden. Zola und Ibsen fanden diese Anpassung.

Die Emanzipation der Massen hatte begonnen, mit der sich die Emanzipation des bald in die Literatur bedeutsam eingreifenden Judentums verband. Es entstand ein Zeitalter der Demokratie und des Sozialismus, denen sich drüben ein schroffer Militarismus und Bürokratismus entgegenstellte. Diese Spannungszustände dauern noch an. So lange sie nicht gelöst sind, ist ein Aufblühen reiner und tendenzloser Poesie, die allen ohne Unterschied Freude und Erhebung sein kann, nicht möglich.

So stellt sich uns denn auch diese realistische Epoche des 19. Jahrhunderts, von Hebbel und Heine bis Ibsen und Nietzsche, als eine geistige Einheit dar.

Ihr Kennzeichen ist nicht mehr seelische Harmonie, sondern seelischer Zwiespalt; nicht mehr Glaube, sondern Zweifel; nicht mehr reine Geistigkeit, sondern ein Hereinwuchten des Animalischen. Man beachte, wie entscheidend schon bei dem bedeutenden Hebbel das Geschlechtliche, im körperlichen Sinne des Wortes, in die Probleme hereinragt! Und wie sich von „Judith“ bis herab zu „Salome“ und „Elektra“ eine einzige Linie herstellen läßt: so ist von Klopstocks Fanny bis zu Goethes Iphigenie gleichfalls derselbe Geist spürbar.

Wenn man sich den Gradunterschied in der Vergeistigungskraft dort und hier veranschaulichen will, so vergleiche man einmal, wie schlicht und frei Schiller-Goethe-Humboldt-Körner ihre persönlichen Familiendinge in ihren Briefen erwähnen oder nicht erwähnen — und wie umständlich in den Briefen und Tagebüchern eines Hebbel, Keller, Storm, Mörike, um nur die besten zu nennen, auf solche Gegenständlichkeiten eingegangen wird. Dabei war Schiller gewiß ein vortrefflicher Gatte und Vater; und man weiß auch, wie kinderlieb Goethe war. Aber das

Geistige war das stärkere Element. „Jeden Tag erwarte ich einen neuen Weltbürger in meinem Hause," schreibt etwa Goethe (25. Oktober 1795), „den ich doch gern freundlich empfangen möchte." Das ist alles. Schiller beginnt sein Antwortschreiben mit den Worten: „Zu dem neuen Hausgenossen gratuliere ich im voraus. Lassen Sie ihn immer ein Mädchen sein, so können wir uns noch am Ende miteinander verschwägern." Und nun geht auch er sofort weiter zu den in Rede stehenden geistigen Dingen. „Das Schwiegertöchterchen säumt noch," heißt es nebenbei am Schlusse des nächsten Briefes von Goethe; und wieder im nächsten: „Statt eines artigen Mädchens ist endlich ein zarter Knabe angekommen, und so läge denn eine von meinen Sorgen in der Wiege. Nun wäre es an Ihnen, zur Bildung der Schwägerschaft und zur Vermehrung der dichterischen Familie für ein Mädchen zu sorgen" . . . Und so wird noch zwei oder drei Mal, inmitten längerer Briefe, das Kommen und Gehen dieses rasch wieder sterbenden Kindes schlicht und herzlich erwähnt; dann geht die geistige Arbeit weiter. Man halte daneben, wie umständlich Hebbel alle Dinge der gegenständlichen Welt vermerkt, z. B. den Tod eines Eichhörnchens, 6. November 1861! Seitenlang und unter Tränen erzählt er bis in alle Einzelheiten hinein Erinnerungen an dieses Tierchen. Und wenn uns auch solche Liebe zum Tier als ein schöner Zug erscheint, so fragt man sich doch: ist dies alles nicht gar zu sehr Verstrickung in die anschaulichen Teilerscheinungen der Materie? Wo soll es, wenn diese Art der Kleinschilderung einmal einsetzt, überhaupt enden — „enden" in einem fast räumlichen Sinne des Wortes? Denn so könnte man ja Bände füllen mit Einzelzügen. Hier hilft und befreit nur ein Aufschwung in das geistige Gesetz. Hebbels grandios anmutende Tagebücher und Briefe sind in der Tat ein Suchen nach dem geistigen Gesetz — ein schwerblütig zähes Suchen, aber kein Finden. Und was man bei Hebbel Gedankenfülle nennt, ist — im Lichte des philosophischen Klassizismus betrachtet — nur eine Fülle von oft bedeutenden und originellen Einfällen, nicht von wirklichen Ideen, denen befreiende Vereinfachungskraft innewohnt. Die Wucht der Materie ist zu lastend geworden; alles Geistige nimmt die Richtung ins gegenständliche Betrachten und sinnliche Schildern. Zola und der Naturalismus mit seiner zergliedernden Teilbetrachtung bilden den Höhepunkt dieser sensualistischen Entwicklung. Und da man auch dem

Weibe gegenüber schauen, besitzen, betasten will, so ist im Verfolg dieser gegenständlichen Richtung die geschlechtliche Körperlichkeit immer mehr in den Vordergrund getreten und feiert denn auch heute in allen Schaufenstern und auf allen Bühnen Triumphe.

So stellt sich wenigstens dem Verfasser dieses Buches das realistische Zeitalter dar, dessen bahnbrechende Bedeutung auf andrem als dem literarischen Schaffen beruht. Und wenn ich auch vorderhand mit dieser Auffassung noch allein stehe: wir werden, dessen bin ich gewiß, wieder zu den Höhen eines Schiller und Goethe, eines Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach — kurz: nach Weimar und Wartburg empordringen. Schon sind wir bis Hebbel und Mörike gelangt, schon scheint die Romantik wieder mehr in den modernen Betrachtungskreis einzurücken: vielleicht wird endlich auch der Geist der klassischen Epoche — der Geist und die Entschlußkraft, nicht der Stoff und Anekdotenkram — wieder unter uns wirksam. Eine Erneuerung in so vertieftem Sinne würde geradezu eine Umkehr der Sehweise bedeuten. Die errungenen Sinnenkräfte würden zwar fortan nicht mißachtet; sie würden sich aber der adelnden Kraft des Geistes unterordnen. Denn Elendsschilderung ist für den philosophisch geschulten und in einem kosmisch-weiten Sinne religiös gestimmten Klassizismus sinnlos, da er ja weiß, daß materielle Zustände nicht die ganze „Gott-Natur" ausmachen, sondern nur die eine Seite. Schiller hat nicht über seine soziale Not gewehklagt, der er sich doch häufig genug ausgesetzt sah, sondern hat ihr die prachtvoll entfaltete Geistkraft von innen entgegengestemmt. Dies ist die Verfahrungsart des Philosophen und des gestaltungsfrohen Dichters; jenes die Verfahrungsart des sozialistisch und materialistisch gestimmten Schriftstellers. Letztere sind heute, im Zeitalter einer einflußreichen Presse, sehr zahlreich. Befreiende Dichter sind selten.

Schon Goethe sah sich, dem Zeitgeist gegenüber, in die Notwendigkeit versetzt, sich auf seiner „Burg" zu befestigen. Der letzte Satz seines letzten Briefes (an W. v. Humboldt, 17. März 1832) lautet: „Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun als dasjenige, was an mir ist und geblieben ist, wo möglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohibieren, wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen."

Auf Ihrer Burg ... Auch hier ein „Wille zur Macht" (Nietzsche), ein „Imperialismus" (Seillière), wie man in neueren Erörterungen sich ausdrückt. Wir knüpfen an dies Wort „Burg" an, wenn wir nun versuchen, die Grundlinien eines etwa neu zu gestaltenden klassischen Idealismus der Zukunft zu entwerfen. Damit werden wir unsere Betrachtungen abrunden und zu unsren Leitgedanken zurückkehren. Denn wir sind ausgegangen vom burgähnlichen „stilleren Selbst" und von der ritterlichen „inneren Freiheit", dem esoterischen Programm der Klassiker gegenüber der lauten damaligen Politik. Was wir mit jenen Worten damals meinten, ist nichts anderes als was hier Goethe in das Wort „Burg", einem gleichfalls geschlossenen Charakter wie Humboldt gegenüber, zusammendrängt. Die Lebensburg ist gemeint: die reife Persönlichkeit.

Auf Ihrer Burg ... In Wilhelm Raabes Erzählung „Nach dem großen Kriege", die noch vor 1870 erschienen ist, steht das folgende schöne Wort: „Die Berge sind den Göttern heilig. Hebe das Haupt und blicke auf aus der dumpfigen Luft, aus den schweren Nebeln, welche über der Gegenwart hängen, auf zu den drei deutschen Gipfeln, welche alle Alpen überragen: auf zum alten Brocken, auf welchem deutscher Geist dem bildlosen Wodan opferte, auf welchen deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Rätsel der Menschheit führt; blicke auf zur Wartburg, wo das alte Geistesrüstzeug, die „gute Wehr und Waffen" unsres Volkes, neu geschmiedet wurde; blicke auf zum Kyffhäuser, in welchem die große Zukunft der Stunde harrt, wo die Raben nicht mehr fliegen werden, der Stunde, wo ein Volk geboren wird. Welch eine andre Nation kann solche Bergesgipfel aufweisen?"

Und welch eine andre Nation, so fügen wir hinzu, kann eine Geistesburg wie Weimar aufweisen? Aber das Weimar außer uns wird erst wertvoll, wenn in uns selber ein Weimar antwortet. Die Burg, die Goethe meint, ist nicht dort noch hier: sie ist in uns selber. Wir sind selber eine zu erbauende Burg; die Bausteine werden uns durch unsre Erlebnisse geliefert.

Diese zu erbauende Seelenburg wird von Wolfram von Eschenbach, dem Dichter des „Parzival", symbolisch die Burg Monsalvat genannt. Es ist ein Heilsberg, ein Berg der Erlösung. Diese Zauberburg enthält in ihrer Mitte einen lichten Tempel; darin ist ein leuchtend Gefäß von wundertätigem Segen.

Dieser Wunderkristall — jener Burg und jenes Tempels strahlender Kern — heißt der heilige Gral. Er ist vom Himmel gebracht — „alles Göttliche auf Erden ist ein Lichtgedanke nur" — und erhält vom Himmel aus immer wieder Stärkung.

Wir wissen bereits, welches Lebensproblem sich im Symbol des heiligen Grals verdichtet hat: wir wissen, wo diese Tempelburg steht. Nicht „im fernen Land, unnahbar euren Schritten," sondern jedem einzelnen von uns zugänglich. Es bedarf nur des freilich kühnen, von Wille und Einsicht zeugenden Entschlusses, diese Seelenburg — die Individualität, die Persönlichkeit — zu bauen: und aus einem gedankenlosen oder unreinen Mitläufer entfaltet sich eine Persönlichkeit, ein Mensch, ein Herr. Dann ist das „höchste Heiligtum" gefunden, dann sind wir eingetreten in die Ritterschaft des heiligen Gral.

„Alljährlich naht vom Himmel eine Taube,
Um neu zu stärken seine Wunderkraft:
Es heißt der Gral, und selig reinster Glaube
Erteilt durch ihn sich seiner Ritterschaft" —

— so tönt es uns aus „Lohengrin" entgegen. Die Taube, die aus den Lichtregionen kommt, ist das Geniale in uns, das immer wieder die Verbindung herstellt zwischen Materie und Gottheit — und auf diese Weise uns von der Materie befreit, indem es sie vergeistigt.

Nun werden wir das Wort „klassisch" tiefer erfassen, tiefer jedenfalls, als das gemeinhin zu geschehen pflegt. Das Wort stammt aus dem alten Rom. „Classici" wurde dort die oberste Vermögensklasse genannt; später verständigte man sich mittels dieser Bezeichnung über die besten Autoren der römisch-griechischen Literatur. Mit dem Eindruck des Vornehmen und Gediegenen verband sich dann im Mittelalter der Nebenbegriff der Abhängigkeit von antiken Vorbildern. Wir drücken heute, zu allgemein, damit etwas „Erstklassiges" aus; wir verstehen unter einem klassischen Kunstwerk etwas abgeklärt Vollendetes. Gern spricht man aber auch heute noch von „klassischer Ruhe": es schwingt hierbei die Vorstellung antiker Marmorwerke mit herein. Und in der Tat ist dieser Punkt wichtig. Das Element der Ruhe und Abgeklärtheit oder der plastischen Klarheit ist nicht dabei zu übersehen. Es ist Voraussetzung, daß die Leidenschaften bis zu hohem Grade besiegt worden. Wohl macht jeder Dichter eine

Epoche der Romantik durch: aber nur wenn sich die Gefühlserhitzung oder Phantastik der bloßen Romantik gekühlt und verdichtet hat, tritt das klassische Gleichmaß ein. In diesem Sinne kann man sagen, daß unsre nationale Romantik der Versuch war, einen in deutscher Kultur und Geschichte gegründeten Klassizismus zu schaffen, und zwar ohne den Notbehelf der Antike.

Aber wir verstehen unter Klassizismus weder Realismus noch Idyllik: wir verlangen vom Klassiker eine bedeutende Geisteshöhe. Hier hatte das 19. Jahrhundert seine Kräfte nach andrer Seite hin zu verwenden: man suchte mit technischen, industriellen, wissenschaftlichen Hilfsmitteln, und zwar in bewundernswerter Kraftanstrengung, die Erde in eine wohnliche Welt zu verwandeln. Also von außenher. Das poetische Element tritt demnach zurück. Es wird rund um uns her Gewaltiges geleistet im äußeren Buch- und Kunsthandel, in dekorativen Dingen; in der Einzelforschung; in den Leitungen des Verkehrs; kurz, in der Umgestaltung des äußeren Weltbildes. Unsere Spaten graben in Hissarlik und Babylon, auf Leukas und Kreta; Erfinder — bis empor zum Luftschiff —, Laboratorien, Kongresse vermehren den Schatz unsrer technischen Errungenschaften; eine unabsehbare Presse beeinflußt die öffentliche Meinung.

Welch eine Willensaufwendung! Aber jenes ernste Schillerwort will uns nicht aus dem Sinn: „Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt sein, über irgendeinem Zweck sich selbst zu versäumen?" Darf man von dieser gewiß heroischen Massenentfaltung und Schatzgräberarbeit erwarten, daß sie uns das Feinste und Letzte bringt?

Und da meldet sich nun immer wieder das klassische Menschen- und Geistesideal. Was ist dieses Feinste?

Hier wird uns Goethes Gedicht „Der Schatzgräber" die wunderbar ruhige Antwort erteilen. Auch dort keucht einer an der Spatenarbeit; er will materiell gewiß Wertvolles erringen, in hartem, nackenbeugendem Kärrnertum. Aber nicht aus dem Boden steigt jenes Feinste empor, das alle diese Anstrengungen in das richtige Maß zurückleitet. Vielmehr ist es diesmal ein — Kind, das als ein heranschwebendes Licht dem Abgearbeiteten die Erlösung bringt:

„Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.

Und da galt kein Vorbereiten:
Heller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug."

Was ist diese glänzende Schale, die hier ein schöner Knabe dem Spatenarbeiter zuträgt? Es ist, nach Wesen und Wirkung, wiederum nichts andres als jener leuchtende Kristall auf dem Tempelberg Monsalvat: es ist auch dies der heilige Gral. „Trinke Mut des reinen Lebens!" Erlösende Kraft geht von dieser heilbringenden, mit einem Lichttrank gefüllten Schale aus. Wer dieser Kraft von oben teilhaftig wird, der wühlt nicht mehr als Bezweifler die anscheinend seelenlose Erde um, denn er hat nun Sinn und Geheimnis des Lebens in sich selber entdeckt. Es ist in ihm selber ein Flämmchen aufgewacht, das seine Augen sehend, sein Herz rein, seine Gedanken groß und einfach macht.

„Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': ‚Es kann der Knabe
Mit der schönen, lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böse sein'."

Nein, wahrlich nicht: dieser Lichtbringer ist nicht „der Böse". Vielmehr ist dieses Kind, das den Mut des reinen Lebens freundlich bringt, jenes nämliche Kind, das in Goethes „Novelle" mit Gesang und Flötenspiel einen Löwen beschwichtigt. Die höhere Seele schwebt aus Lichtland herab wie ein Kind oder Engel und bändigt die roheren Naturkräfte. So schwebt der Geist der Gottheit über den Wassern des Stoffes und bringt das chaotische Element in rhythmisch-melodische, sinnvolle Bewegung.

„Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Über Meere herrscht sein Blick.
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück" —

— so heißt es dort bei Goethe. Und —

„Engel schweben auf und nieder,
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmlischer Gesang! . . .
Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rat,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne Tat."

„Glorreich" singt es, das Kind, wie Goethe sich ausdrückt; und der Dichter fügt in einem Satze von deutlicher Symbolik hinzu: „Und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Überwinder." In der Tat: ein Überwinder! Denn dies Kind ist nichts anderes als jenes Kind auf den Schultern des Riesen Christophorus: mächtiger ist es als der löwenstarke Riese Materie, der unter ihm durchs Wasser keucht. Es ist jenes Kind auf den Armen der Madonna Sistina, das mit überweltlichen Lichtaugen die Wucht der gegenständlichen Erde vergeistigt. Es ist die Gottheit, die göttliche Seele der Menschheit. Ihr nahen wir uns nur dann wieder, wenn das Geistige in uns rein und stark wird, wenn wir „werden wie die Kinder" — im Sinne einer ursprünglichen und ungebrochenen Freudigkeit und Siegfriedstärke unsrer gestaltungsfrohen Gemüts- und Phantasiekräfte.

So schweben in Shakespeares tiefsinnigem „Sturm" Ariels melodische Himmelstöne über der Erdeninsel der Schiffbrüchigen, über den Rohkräften eines Kaliban. So schwebt unsre wahre und eigentliche Seele — vergleichbar einer Taube, einem Engel, einem Kinde — über den Trieben und Leidenschaften unsrer niederen Natur. Und nur dann steht es gut mit uns, wenn die Melodie von oben den Kräften der Niederung Rhythmus und Gesetze gibt.

Und so schwebt der dichterische Idealismus eines großen und guten Dichters und Denkers über dem schweren Wandergang einer kämpfenden Volksmasse. Große Dichter sind unsre guten Genien. Sie sind unsre Melodie von oben. Und das Volk, über dem diese leuchtende und singende Wolke dahinzieht, geht einen guten Gang.

Wo aber diese Feinkraft über ein Volk keine Macht mehr hat, da treten Zeiten der Verwilderung und Entartung ein. Da brechen die Kräfte von unten vulkanisch heraus und verlangen gleichsam tobend wieder den berufenen Herrn. Es schwinden die Feen und Elfen; die Königskronen liegen mißachtet und vergessen im Grunde der Gewässer; und wilder Dornröschenwald wuchert um die vergessenen Heiligtümer der Seele. Ludwig Uhland, der Nachromantiker, singt in solchem symbolischen Sinne von einer „verlorenen Kirche":

„Man höret oft im fernen Wald
Von obenher ein dumpfes Läuten,
Doch niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten."

Von obenher . . . Wir wissen nun, was für ein Geläute der Dichter meint. Man lese das ganze schöne symbolische Gedicht in Uhlands Werken nach! Es ist, als ob wir eine Schilderung des mächtig von Glockengeläut und Gesang durchzogenen Graltempels aus Wagners „Parsifal" vernähmen, wenn dort der Besucher spricht:

„Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märtrer frommen Bildern;
Dann sah ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern:
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb und Andacht ganz durchstrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Gloria gemalet;
Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Tor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht;
Doch wer danach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!"

Es braucht nach all dem bisher Gesagten kein Wort hinzugefügt zu werden. Wir kennen nun diese Burg im Walde des Lebens und wir kennen die seelenschöne Glockenstimme darin.

All diese Symbole — von der Glockenhöhle, von der versunkenen Glocke oder vergessenen Krone im tiefen Rhein, vom verwunschenen Dornröschenschloß weit hinten im Zauberwalde: sie umschreiben nur das Eine, was allein die Menschheit wahrhaft beglückt, wahrhaft zu Harmonie und Melodie erhebt.

„Höchstes Glück der Erdenkinder ist nur die Persönlichkeit": sie allein hat Gesetz und Gefüge, sie ist ein Kunstwerk, ist eine melodische Kraft und Einheit.

„Ich weiß mir eine Grotte,
Gewölbt mit Bergkristalle,
Die ist von einem Gotte
Begabt mit seltnem Halle:
Was jemand sprach, was jemand sang,
Das wird in ihr zu Glockenklang."

Uhland ist es wieder, der mit diesen Worten die melodisierende Kraft einer schöpferischen Seele sinnbildlich formt.

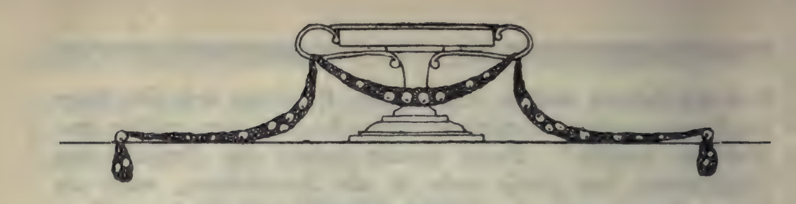
In diesem Sinne dürfen wir Wunsch und Bitte äußern, das klassische Ideal zu vertiefen und zu einem menschheitlichen, überzeitlichen Ideal zu erweitern. Wir sehen uns heute in ein sehr ernstes, bis an die Zähne bewaffnetes Zeitalter des Hasses und der Probleme oder doch der politischen und sozialen Spannungen und Gegensätze gestellt — wie dort einst um die Zeit der französischen Revolution. Demgegenüber weist das klassische Ideal immer wieder auf die Seelenkraft im Menschen hin, auf die Persönlichkeit, die in solchen Massenkämpfen zu verkümmern oder zu verwildern droht. Dem Ziel nach ist demnach unsre esoterische Aufgabe von gleicher Art wie die Aufgaben der Ethik und der Religion; aber die Mittel der Befreiung vom Andrang der Materie sind in unserm Falle geflügelter Art: nämlich Poesie und Kunst. Wenn sich Poesie und Kunst lediglich auf ein Abschildern der Materie beschränken oder sonstwie der trüben Stoffschwere, z. B. in erotischer Beziehung, gehorchen oder erliegen, so drehen wir uns im Zirkeltanz. Goethe spricht in „Künstlers Abendlied" von der „inneren Schöpfungskraft", die, hinausstrahlend und den Erscheinungen antwortend, die schwere Natur in einen „lustigen Springbrunn" verwandelt, so daß sich dies enge Dasein zur Ewigkeit erweitert. Diese magische „innere Schöpfungskraft" ist nur wieder ein andrer Ausdruck für jene Macht, die wir vorhin in einer ganzen Reihe von Symbolen umschrieben haben. In solchem Sinne hat Goethe die Welt umgewandelt. „Die ganze chaotische Zeit", sagt Carlyle von Goethes Werken (1832), „was sie gelitten, erreicht und erstrebt hat, steht hier widergespiegelt, ausgedeutet und zu poetischer Klarheit veredelt. Dieses Chaos, in welches das 18. Jahrhun-

dert mit seinem wilden Kriege von Heuchlern und Skeptikern die Vergangenheit verwandelt hatte, beginnt hier wieder eine Welt zu werden." Darin gerade besteht die Aufgabe des Klassizismus, dem Poesie mehr ist als Unterhaltung, mehr als schöne Form, mehr als Schilderungswerk und Problematik, in welch letzteren Dingen so viele von uns stecken bleiben, ohne ins Freie zu gelangen: in das Land der klaren Ruhe und des tiefen Vertrauens.

Klassisch sind in solchem Sinne alle großen Dichter-Menschen, von den griechischen Tragikern bis zu Shakespeare, von Dante bis Milton, von Walther oder Wolfram bis Schiller und Goethe. Was man auf der Wartburg mit Worten wie „Maß", „Staete", „Zucht", „Milde" (im Sinne großzügiger Freigebigkeit) bezeichnete — das ritterliche Ideal mit einem Wort — ist dem Wesen nach nichts anderes als der klassische Idealismus Weimars. Man darf nicht nur in den äußeren Formen oder Beziehungen hangen bleiben, sondern muß die Sache selbst erspüren: den Zustand reifen und ausgeglichenen Menschentums, der sich in solchen Worten deutlich machen will.

Wir Menschen alle ziehen in das reizvoll-gefährliche Leben aus, wie so mancher frohgemute Junge im deutschen Märchen: wir möchten das „Wunderbare" erringen. Unter diesem Wunderbaren mag ruhig jeder etwas anderes verstehen, ein Königreich, eine Königstochter, Glücksgaloschen und Wünschelhut — oder wie sich das sonst formen mag. Der Drang ist der gleiche; ebenso der Erfüllungszustand. Glücklich jedenfalls derjenige, der von solchem romantischem Suchedrang erfüllt ist! Glücklicher aber noch der Wandrer, der den Frieden findet — und dessen Kampf fortan darin besteht, den Fund nicht nur zu wahren und zu behaupten, sondern vor allem auch seinen Besitz fruchtbar zu machen für Viele! Dieser Friedefürst ist der wahre Königssohn. Er hat die lichte Krone gefunden, er hat Dornröschen lebendig geküßt und kehrt mit der Braut aus Lichtland in unser Menschenland zurück. In seines Herzens Mitte aber glüht der Wunderkristall, der alles um ihn her ins Helle setzt: der heilige Gral.





Alphabetisches Sachregister.

F. Lienhards Schriften:

Prosa:

Wege nach Weimar. Sechs Bände historischer und ästhetischer Betrachtungen. I. Heinrich von Stein. Emerson. II. Shakespeare. Homer. III. Friedrich der Große. IV. Herder. Jean Paul. V. Schiller. VI. Goethe. Jeder Band mit Bildnissen, geb. 3,50 Mk.

Thüringer Tagebuch. Mit Buchschmuck von E. Liebermann. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Wasgaufahrten. Ein Zeitbuch. 2 M., geb. 3 Mk.

Die Vorherrschaft Berlins. Literarische Anregungen. 75 Pfg., geb. 1,50 Mk.

Helden. Gestalten und Geschichten. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Neue Ideale. Gesammelte Aufsätze. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Lyrik:

Gedichte. Mit Buchschmuck von Herm. Hirzel. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Die Schildbürger. Ein Scherzlied vom Mai. Mit Buchschmuck von Herm. Hirzel. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Dramen:

Wartburg. Dramatische Dichtung. I. Heinrich von Ofterdingen. II. Die heilige Elisabeth. III. Luther auf der Wartburg. Jeder Band 2 Mk., geb. 3 Mk.; das ganze Werk geb. 6 Mk.

Till Eulenspiegel. Narrenspiel in 3 Teilen. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Gottfried von Straßburg. Dramatische Dichtung in 5 Aufzügen. 2 Mk., geb. 3 Mk.

König Arthur. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Münchhausen. Komödie in 3 Aufzügen. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Wieland der Schmied. Dramatische Dichtung. 2 Mk., geb. 3 Mk.



An den Jordanquellen. Aus Löhr, Volksleben im Lande der Bibel.

Religion

David und sein Zeitalter. Von Prof. Dr. B. Baentsch. 8⁰. 176 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Das Buch ist ein wohlgelungener Versuch, die Gestalt des Königs David vor den Augen des modernen Menschen wieder aufleben zu lassen .... Allen Freunden kulturgeschichtlicher und religionsgeschichtlicher Betrachtungen sei es bestens empfohlen. Es eignet sich außer zum Selbststudium auch zum Vorlesen in Haus und Vereinen."

Kirchliches Wochenblatt. Nr. 46. 11. Jahrgang.

Die babylonische Geisteskultur. Von Prof. Dr. H. Winckler (vergl. Geschichte).

Die Poesie des Alten Testaments. Von Prof. Dr. E. König. 8⁰. 164 S. Geh. Mk. 1.— In Originallbd. Mk. 1.25

„Der Verfasser ist in den Geist des A. T. wie wenige eingedrungen. Rhythmus und Strophenbau schildert er zuerst, charakterisiert sodann die alttestamentliche Poesie nach Inhalt und Geist, gruppiert sie nach den Seelentätigkeiten, denen sie ihre Entstehung verdankt, analysiert die epischen, didaktischen, lyrischen und dramatischen Dichtungen des A. T. und führt in die Volksseele des Judentums ein."

Homiletische Zeitschrift „Dienet einander." 1907.

Volksleben im Lande der Bibel. Von Prof. Dr. M. Löhr. 8⁰. 138 Seiten mit zahlreichen Städte- und Landschaftsbildern. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„. . . Verfasser gibt auf Grund eigener Reisen und genauer Kenntnis der Literatur eine Charakteristik von Land und Leuten, schildert das häusliche Leben, die Stellung und das Leben des Weibes, das Landleben, das Geschäftsleben, das geistige Leben, und schließt mit einem Gang durch das moderne Jerusalem . . . . Wer die Eigenart und Bedeutung des heiligen Landes kennen lernen will, wird gern zu diesem empfehlenswerten, flottgeschriebenen Büchlein greifen." (Ev. Gemeindebote. 5. Jg.)

Das Christentum. Fünf Vorträge von Prof. Dr. C. Cornill, Prof. Dr. E. von Dobschütz, Prof. Dr. W. Herrmann, Prof. Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch. 168 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die vorliegenden gedankenreichen und inhaltsschweren Vorträge . . . beabsichtigen die Entwicklung der israelitisch-christlichen Religion als einen geschichtlichen Werdeprozeß im Leben des menschlichen Geistes zu schildern." Prof. Dr. H. Holtzmann, Baden. Deutsche Lit.-Ztg. Nr. 49. 1908.

Inhalt: Israelitische Volksreligion und die Propheten. Griechentum und Christentum. Judentum und Hellenismus. Luther und die moderne Welt. Die religiöse Frage der Gegenwart.

Christus. Von Prof. Dr. O. Holtzmann. 8⁰. 152 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit einer wunderbaren Ruhe, Klarheit und Überzeugungskraft faßt H. die Stücke zu einem abgerundeten, einheitlichen Bilde zusammen, die für die Jesusforschung bedeutsam waren und als ihr Reinertrag bezeichnet werden können." K. Koch. (L. Bl. z. Pd. Ztg. 07.)

Aus dem Inhalt: Das Christentum in der Geschichte. — Volk und Heimat Jesu. — Quellen des Lebens Jesu. — Glaubwürdigkeit der drei ersten Evangelisten. — Geschichte Jesu. — Das Evangelium Jesu. — Der Sünderheiland. — Die Glaubenstatsachen des Lebens Jesu. — Erlöser, Versöhner, Messias.

Paulus. Von Professor Dr. R. Knopf. 8⁰. 127 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Die große Gestalt des Paulus, der, alle seine Mitarbeiter in den Schatten stellend, im Urchristentum aufragt, bildet den Gegenstand dieses Bändchens. Nach einer Einführung in die Quellen werden behandelt: 1. Paulus vor seiner Bekehrung; 2. die Bekehrung und die Anfänge der Missionsarbeit; 3. die große planmäßige Weltmission; 4. die Gefangennahme in Jerusalem und die Überlieferung über die letzten Lebensjahre des Apostels; 5. der Kampf, den Paulus mit den judaistischen Gegnern um sein Lebenswerk führen mußte; 6. Paulus und seine Mission; 7. seine organisatorische Tätigkeit an den Gemeinden; 8. Seine Theologie und Frömmigkeit.

Die evangelische Kirche und ihre Reformen. Von Prof. Dr. F. Niebergall. 167 S. Geh. M. 1.— In Origb. M. 1.25

„Ich wüßte nicht, wie diese zarte und schwierige Aufgabe glücklicher angegriffen und gelöst werden könnte, als es von Niebergall geschieht. Er hat den Theologen ausgezogen, als er die Feder ergriff, und doch verrät jede Seite die gründlichste Kenntnis der geschichtlichen Bedingungen und der gegenwärtigen Lage der Kirche. In seiner Schreibart paßt er sich völlig der Ausdrucksweise gebildeter Laien an und weiß die Probleme ohne alle technische Terminologie klar und plastisch zu bezeichnen. Die Formulierung hat oft etwas herzerfrischend Drastisches." Erich Foerster. Die christliche Welt. Nr. 31. 1909.

„Durch diesen Inhalt ist das Büchlein unter der großen Flut von Schriften, die sich mit Kirche und Religion jetzt beschäftigen, augenblicklich einzigartig." Liz. Wielandt-Heidelberg. Heidelb. Ztg. 1. Dez. 1908.

Sabbat und Sonntag. Von Prof. Dr. H. Meinhold. 126 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Aus dem Inhalt: Der Sabbat in Babylonien und in Altisrael. Die Entstehung des jüdischen Sabbats in der babylonischen Gefangenschaft. Die Einführung des Sabbats in der jüdischen Gemeinde nach der Verbannung und seine Durchführung. Die Entstehung des Sonntages. Jesus und der Sabbat. Der Sabbat und die ersten Gemeinden. Paulus und der Sabbat. Die siebentägige Woche. Die Geschichte des Sonntags in der Kirche. Die alte Kirche. Die Kirche des Mittelalters. Die Reformation und der Sonntag. Der Sonntag in den reformierten Kirchen der nachreformatorischen Zeit. Der Sonntag in der lutherischen Kirche der nachreformatorischen Zeit.

Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart. Von Professor Dr. A. W. Hunzinger. 154 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Welches sind die Gründe für die akute Weltanschauungskrisis der Gegenwart und welche Berechtigung ist ihr zuzusprechen? Diese Fragen werden in dem vorliegenden Werke klar und erschöpfend beantwortet. Nach einer historischen Einleitung, die die Entstehung der gegenwärtigen religiösen Krisis in ihren wesentlichen Motiven schildert, legt der Verfasser in scharfen Umrissen die Grundzüge der christlichen Weltanschauung dar. Es folgt sodann die kritische, theoretische und praktische Auseinandersetzung zwischen der christlichen und den hauptsächlichsten modernen Weltanschauungen, insbesondere mit der materialistischen und energetischen, den verschiedenen Formen der idealistischen und endlich der pessimistischen Weltanschauung. Den Abschluß bildet eine Rechtfertigung des Christentums gegenüber der modernen religionsgeschichtlichen Betrachtungsweise.

Philosophie und Pädagogik

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich. Von Prof. Dr. C. Wenzig. 8⁰. 158 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein vortreffliches inhaltreiches Büchlein, mit wissenschaftlich-philosophischer Strenge geschrieben, das infolge seiner leichtverständlichen Darstellungsweise von einem größeren Publikum mit Erfolg gelesen werden kann. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, die Entwicklung der verschiedenen Weltanschauungen historisch-kritisch zu beleuchten und zu zeigen, wie die Gegensätze in ihnen durch falsche Anwendung an sich richtiger Prinzipien entstanden sind."

J. Köbler. Archiv f. d. ges. Psychologie. Bd. XI. 2.

„In der vorliegenden Arbeit ergreift nun ein Meister philosophischer Darstellungskunst den Taktstock. Wir lauschen seinen Darbietungen, die uns innerlich bereichern an Welt- und Lebenskenntnis, hier Dissonanzen auflösen, dort ein harmonisches Weltbild gestalten. Mit psychologischem Rüstzeug bahnt uns Wenzig den Weg in die so verschlungenen Pfade der einzelnen philosophischen Systeme, die bei aller Divergenz doch schließlich einmünden in das Ziel: Verdeutlichung des Bewußtseinsinhaltes .... Das Bändchen sei bestens empfohlen." Pädagog. Zeitung. Nr. 4. 34. Jahrg.

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart. Von Prof. Dr. E. Meumann. 8⁰. 154 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Deshalb wird man eine so klar geschriebene kurze Zusammenfassung aller ästhetischen Bestrebungen unserer Zeit mit lebhafter Freude begrüßen müssen. Die gesamte einschlägige Literatur wird vom Verfasser beherrscht. Man merkt es seiner elegant geschriebenen Darstellung an, wie sie aus dem Vollen schöpft. Gerade für den, der in die behandelten Probleme tiefer eindringen will, wird Meumanns Werkchen ein unentbehrlicher Führer sein." Straßburger Post, 6. Dez. 1907.

„Es werden darin die Hauptprobleme der Ästethik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, dargelegt. Jeder, der sich mit diesem Gegenstande befaßt, muß zu dem vorliegenden Buche greifen, denn eine Autorität wie Meumann kann nicht übergangen werden." Schauen und Schaffen, 2. Februarheft, Jahrgang XXXV.

Das System der Ästhetik. Von Prof. Dr. E. Meumann. 8⁰. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Während der Leser in der „Einführung" die Hauptprobleme der Ästhetik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, kennen lernt, gibt der Verfasser hier eine Lösung dieser Probleme, indem er seine Anschauungen in systematischer, zusammenhängender Form darlegt.

Einführung in die Psychologie. Von Prof. Dr. H. Dyroff. 139 S. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Dyroff versteht es mit großem Geschick, aus den Forschungsgebieten der Psychologie diejenigen engeren Bezirke herauszuschälen, bei denen sich ohne innere Schwierigkeiten die bisher gewonnenen Grundbegriffe bewähren und alle theoretischen Fragezeichen an die Grenze abschieben lassen." Max Ettlinger. Deutsche Literaturzeitung. Nr. 20. 1909.

„Das kleine Werk von Professor Dyroff, das seine Entstehung psychologischen Vorträgen im Zyklus der Bonner Volkshochschulkurse verdankt, kann als erste Einführung und Anregung jedem Unbewanderten empfohlen werden."

Fr. Berlage. Pädagog.-psycholog. Studien. Nr. 1. 10. Jahrg.

Charakterbildung. Von Privatdozent Dr. Th. Elsenhans. 8⁰. 143 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Die Abhandlung über Charakterbildung von Professor Elsenhans-Heidelberg kann zur Dyroffschen „Einführung in die Psychologie" als Ergänzung betrachtet werden, welche vom psychologischen Gebiet aufs pädagogische hinüberführt. Das Werkchen von Elsenhans ist aber auch ohne psychologische Vorkenntnisse durchaus verständlich und wird jedem Pädagogen eine Fülle von Anregungen bieten ..... Das Buch vereinigt in so einzigartiger Weise Reichhaltigkeit des Stoffes mit klarer und verständlicher Darstellung, daß jeder Gebildete, vor allem jeder Pädagoge, viel Genuß und Förderung aus der Lektüre gewinnen wird." Pädagog.-psychol. Studien. No. 1. X. Jahrg.

Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik. Von Prof. Dr. W. Rein. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Sich in den großen Problemen und Aufgaben des Lebens zurechtzufinden und zu ihnen eine feste gesicherte Stellung zu gewinnen, ist die Pflicht jedes denkenden Erziehers wie auch aller derer, die an der Volkserziehung im weitesten Sinne und im großen Zuge teilzunehmen sich genötigt fühlen. Ein Führer hierbei will das vorliegende Buch unseres Meisters der Pädagogik sein. Es geht im ersten Kapitel von der Unterscheidung zwischen Bildungsidealen und Erziehungsziel aus, knüpft im zweiten an den Streit zwischen relativer und absoluter Ethik an, um zu der Forderung zu gelangen, absolute Normen als Grundlagen und Richtlinien aufzustellen. Daraus wird im dritten Kapitel das Erziehungsziel entwickelt, das maßgebend für den Geist der erzieherischen Arbeit ist. Durch Beziehung auf den Begriff des Charakters geht die Schrift im vierten Kapitel auf eine übersichtliche Darstellung der Individual- und Sozialideen ein, und behandelt im fünften Kapitel: 1. den Glauben an den stetigen Fortschritt der Menschheit und 2. die Möglichkeit der Beeinflussung der Entwicklung der Jugend. Damit sind die theoretischen Grundlagen für die Erziehung und den Unterricht geschaffen.

Praktische Erziehung. Von Direktor Dr. A. Pabst. 8⁰. 123 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Vergnügt klappte ich das Buch zu — die Sonne hatte mir geschienen. Ich rate den Lehrern und Erziehern, die Schrift eingehend zu studieren. Die Reformbewegung auf dem Gebiete der Volksschule wird hier allseitig beleuchtet und klar dargetan, daß die Handarbeit ein notwendiges Glied aller gesunden Reformbestrebungen ausmachen muß. Ich wünsche dem Buche gute Aufnahme." Schweiz. Blätter f. Knabenhandarbeit. Nr. 11. 1908.

Aus dem Inhalt: Anfänge, Ziele, Macht und Grenzen der Erziehung. — Zögling und Erzieher. — Spiel und Beschäftigung. Kindergarten. — Die Schule. — Zeichnen, Handarbeiten rc. — Erweiterung der Aufgabe der Schule. — Arbeitsschule. — Arbeitsmaterial der Schule und Hilfsschule. — Schule und Leben.

Rousseau. Von Prof. L. Geiger. 8⁰. 131 S. mit einem Porträt. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser zeichnet in fesselnder, leichter Gesprächssprache das Leben und Schaffen des großen Franzosen, geht besonders auch den Personen und Einwirkungen nach, denen Rousseau manche Idee zu einem Teil verdankt; seine Schriften werden in kurzen Hauptskizzen geboten, seine Stellung zu Theater und Musik gewürdigt, die Frauen aus R.'s Umgangskreis genauer betrachtet, ferner sein Leben in seiner Zeit und seiner Stellung zu den Größen jener Epoche dargetan. Kurz es ist ein echtes Volksbuch, das uns gefehlt hat, und wird eine Lücke in der Volksliteratur ausfüllen."

K. O. Leipacher. Die Hilfe Nr. 3. 1909.



Aus Pabst. Handarbeitsunterricht im „Manual Training Centre" einer Londoner Volksschule.

Grundriß der Musikwissenschaft. Von Prof. Dr. phil. et mus. Hugo Riemann. 8⁰. 160 S. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein phänomenales Büchlein — auf 160 Seiten eine zusammenfassende, in bewunderungswürdiger Übersichtlichkeit aufgerollte Darstellung der gesamten Musikwissenschaft, eine Enzyklopädie von nie dagewesener Konzentration eines ungeheuren Stoff- und Ideengebietes! Der berühmte Leipziger Musikgelehrte behandelt in dieser seiner erstaunlichen Arbeit den ganzen Komplex von Wissenschaften, die dienend oder selbständig bei ihrem Zusammenschluß die moderne Musikwissenschaft bilden . . . . Beiden, Musiker wie Musikfreund, kann Riemanns Grundriß der Musikwissenschaft als ein Buch von starkem Bildungswert nicht warm genug empfohlen werden." Hamburger Nachrichten, Nr. 30, 1908. F. Pf.

Beethoven. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8⁰. 151 S. Mit einem Porträt des Künstlers von Prof. Stuck. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Einen Wegweiser zu Beethovens künstlerischer und menschlicher Größe möchten wir dieses köstliche kleine Werk nennen. Es ist von einem geschrieben, dem es ernst ist mit der Kunst und der es verstanden, Beethovens titanische Größe zu würdigen. Der Leser findet hier nicht nur eine treffliche Charakteristik dieser gewaltigen Persönlichkeit, sowie eine kurze Erzählung seines Lebens, sondern vor allem eine wertvolle Einführung in seine Werke." Die Instrumentalmusik, Nr. 10, 8. Jahrg.

„Ein populär gehaltenes Buch über einen gewaltigen Stoff zu schreiben, ist nicht so leicht, wie vielleicht der Laie glaubt; um so mehr ist von der Pfordten zu beglückwünschen: es ist ihm gelungen, wirklich für Leser aus den verschiedensten Kreisen zu schreiben und dabei doch dem großen Stoff die Treue zu halten. Jeder Beethovenfreund, sowie jeder Freund der Kunst überhaupt kann seine helle Freude darüber haben." Dr. Egon v. Komorzynski. Die Musik. 1. Aprilheft 1908.

Mozart. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 8⁰. 159 S. Mit einem Porträt des Künstlers v. Doris Stock. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Kurz, wir haben hier einen vortrefflichen Wegweiser zum Verständnis Mozartscher Kunst, der uns Mozarts Bedeutung nicht nur in historischer Würdigung, sondern in unmittelbarem Gefühlsverständnis erschließt und uns befähigt, ihn nicht nur als Klassiker zu bewundern, sondern auch als Menschen liebend zu besitzen." Die Schweiz. Nr. 23. 1908. 12. Jahrgang.

„. . . . die wir allen denen auf das wärmste empfehlen, die des großen Meisters Kunst lieben und verehren, die ihm Stunden der Weihe und des Genusses verdanken. Sie ist eine der gediegensten Arbeiten von kleinerem Umfang, die uns auf diesem Gebiet bis jetzt unter die Hände gekommen sind." Nationalzeitung, Nr. 44, 1908. E. Th. M

Richard Wagner. Von Dr. Eug. Schmitz. 150 S. mit Porträt. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Als äußere Einteilung liegen dem Buche die Hauptperioden in Wagners Leben zu Grunde. Die fünf Kapitel tragen die Überschrift: Jugendzeit und Jugendwerke. Entwicklung zur Reife. — Hofkapellmeister in Dresden: Rienzi. Holländer. Tannhäuser. Lohengrin. — Im Exil: Wagner als Theoretiker. Der Ring des Nibelungen. Tristan. — Unter königlichem Schutz: Die Meistersinger von Nürnberg. — Die Bayreuther Festspiele: Parsival. — Durch psychologische, technische und historische Analysen sucht Verfasser seinen Lesern das Verständnis für des Meisters Werke zu erschließen. Nicht nur Wagner den Musiker, sondern Wagner den großen Dramatiker, dem sich Ton und Wort in gleicher Weise zur Verwirklichung seiner künstlerischen Ideen anbieten, weiß er uns nahe zu bringen, der in seiner genialen Doppelbegabung ein in der tausendjährigen Entwicklungsgeschichte unserer Kultur einzig dastehendes Phänomen ist.

Volkswirtschaft und Bürgerkunde

Volkswirtschaft und Staat. Von Prof. Dr. C. Kindermann. 8°. 128 S. Geh. M. 1.— Originalleinenbd. M. 1.25

Die theoretische und praktische Behandlung dieser Wechselwirkung gehört zu einem der wichtigsten Gebiete der allgemeinen Bildung; denn wir müssen ständig zu diesen Fragen Stellung nehmen, sei es von Berufswegen oder zwecks Ausübung der bürgerlichen Pflichten, in Parlament und Partei sowie sonst in der Öffentlichkeit. — „Welches ist die Stellung des Staates zur Volkswirtschaft im Laufe der Jahrhunderte? Wie arbeitet die Volkswirtschaft mit an staatlichen Zielen im allgemeinen und speziell im Etatswesen. Welches ist anderseits die Mitwirkung des Staates an der volkswirtschaftlichen Tätigkeit entweder direkt durch Eigenproduktion oder indirekt im Wege allgemeinen Ordnens und Pflegens, sowie durch Förderung der einzelnen Stände." Diese Fülle von Fragen wird hier in knappen, großen Zügen von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus behandelt.

Politik. Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo. 8°. 170 Seiten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Wesen und Zweck, Rechtfertigung und typischer Wandlungsprozeß des Staates, seine natürlichen und sittlichen Grundlagen mit Hinblick auf geographische Lage, Familie, Ehe, Frauenfrage und Völkerkunde. Staatsgebiet, Staatsvolk und Staatsgewalt mit ihrem reichen Inhalt, Staatsformen und Staatsverfassungen werden geprüft und gewertet.

„Eine Fundgrube von unentbehrlichen, allgemein-politischen Kenntnissen, die dadurch an Wert gewinnen, daß alle seine Darlegungen ebenso leichtverständlich gefaßt sind, wie sie wissenschaftlich tief begründet sind!"

Regierungsrat Professor Dr. A. Lotz. Preuß. Verwaltungsbl. Jg. 28 Nr. 41.



Römische Stadtmauer. Aus Diehl.

Geschichte und Geographie

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung d. Menschheit. Von Prof. Dr. H. Winckler. 8°. 156 Seiten. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Das kleine Werk behandelt die Fülle von Material, wie wir es nunmehr zur altorientalischen Weltanschauungslehre besitzen, in übersichtlicher und zugleich fesselnder Weise; es wird jedem Leser, der sich für diese Fragen zu interessieren begonnen hat, ungemein nützlich werden."

C. N. Norddeutsche allgem. Zeitung. Nr. 287. 1908.

Kulturgeschichte Roms. Von Prof. Dr. Th. Birt. 164 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Nicht nur ein gründlicher Kenner der Antike, sondern auch ein feinsinniger Schriftsteller führt hier die Feder. Wir schreiten mit ihm durch die Straßen des alten Rom, begleiten ihn in die Bäder, die Tempel, die Theater und die Arena, wohnen rauschenden Festen bei und lernen so Leben jenes Volkes kennen, das so lange die Welt beherrschte.

Das alte Rom. Von Prof. Dr. E. Diehl. Mit zahlr. Abb. und Karten. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Die Schilderung des Werdens, Blühens und Vergehens des alten Rom von seinen ersten Anfängen bis zum Ende des weströmischen Reiches geht von einer Würdigung der geologischen Beschaffenheit und natürlichen Gliederung des Bodens der römischen Campagna aus. Sie verfolgt die Gründung und das Wachsen der ältesten Siedelungen mit ihren Bauten und Kultstätten, zeigt wie im Verlaufe der Republik und des Imperium sakrale und profane Bauten erstanden, die in Zeiten harter Not den Göttern gelobt oder großen Männern zur Ehr, der Stadt zur Zier errichtet waren, und welche Schicksale sie im Laufe der späteren Entwicklung erfahren.

Grundzüge der Deutschen Altertumskunde. Von Prof. Dr. H. Fischer. 8°. 141 S. Geh. M. 1.— In Origbd. 1.25

„Wer künftig sich darüber unterrichten will, welches die Hauptfragen sind, die die deutsche Altertumskunde zu beantworten hat, welche verschiedene Unterfragen dabei zu berücksichtigen sind, der greife getrost zu Fischers Büchlein. Er wird hier seine Wünsche erfüllen können. Mit diesen Worten ist dem Buche eine Empfehlung erteilt, die man in der Tat sonst keinem anderen Werke der gesamten wissenschaftlichen und populären Literatur auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde zuteil werden lassen kann. Fischer hat Recht, wenn er in dem Vorwort betont, daß es eine andere Darstellung des ganzen Gegenstandes zurzeit nicht gibt . . . .“

Prof. Dr. Lauffer. Frankfurter Zeitung. Nr. 107. 1909.

Mohammed und die Seinen. Von Prof. Dr. H. Reckendorf. 8°. 138 S. Geh. M. 1.— In Originalleinenbd. M. 1.25

„Unter den in jüngster Zeit sich mit erfreulichem Fortschritte mehrenden Darstellungen der islamischen Anfänge für weitere Kreise nimmt dieses Buch eine ganz hervorragende und besondere Stelle ein. Es ist ein Versuch, die sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen, politischen und individuellen Grundlagen des beginnenden Islam zusammenhängend zu verdeutlichen. In fließender Darstellung, die die Lektüre des Buches zu einem wirklichen Genusse gestaltet, werden hier die Berichte der verschiedenen islamischen Quellen zum erstenmal in gedrängter, aber durchaus erschöpfender Weise zu einem farbenreichen Bilde geformt.“ R. Geyer. Wiener Zeitschrift f. d Kunde d. Morgenlandes. Bd. XXI.

Die Kultur der Araber. Von Prof. Dr. J. Hell. 154 S. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Ein großzügiges Bild der gesamten materiellen und geistigen Kultur des Islam unter arabischer Herrschaft. Es werden geschildert: Die Kultur der Araber vor dem Islam. Die Keime der neuen Kultur im Werke Mohammeds. Die Bedeutung der Eroberungszüge für die kulturelle Befruchtung des Arabertums durch die Berührung mit den unterworfenen Kulturnationen usw.

Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer. Von Priv.-Doz. Dr. P. Herre. 180 S. Geh. M. 1.— In Origb. 1.25

Verfasser geleitet den Leser durch die gewaltige Geschichte des Mittelmeergebietes von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Das Kommen und Gehen der Völker, die Ablösung der einen Herrschaft durch die andere und die in diesem Wechsel ruhende Bedeutung sind Hauptinhalt der Darstellung. Sie verfolgt nicht die Entwicklung des einzelnen Volkes, sondern richtet den Blick allein auf die allgemeine, den Gesamtraum überspannende Entwicklung und auf die sichtbaren und unsichtbaren treibenden Kräfte, deren Kampf die 4000jährige Geschichte erfüllt und den heutigen Zustand hat emporwachsen lassen.

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Von Prof. Dr. J. Pohlig. 8⁰. 149 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein Bild der prähistorischen Eiszeit stellt der Verfasser vor unserem Geiste auf, wie es kürzer und einleuchtender dem Laien wohl selten geboten wurde .... Einfach im Stil und doch anregend genug, um selbst Menschen, die sich auf diesem Gebiete der Wissenschaft fremd und unbehaglich fühlen, fesseln zu können“

R. M. Schule u. Haus. 16. Jahrg. 14. H.



Die Polarvölker. Aus Byhan.

Die Polarvölker. Von Dr. H. Byhan, Abteilungsvorstand am Museum für Völkerkunde, Hamburg. 8⁰. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geh. M. 1.— Originallbd. M. 1.25

Inmitten einer eigenen Welt haben sich bei den zirkumpolaren Völkern jahrtausende alte gesellschaftliche Anschauungen und Gebräuche erhalten, die uns der Verfasser hier auf Grund langjähriger Forschung und eigener Anschauung erzählt. Wir lernen die natürlichen Lebensbedingungen dieser Völker kennen, ihre soziale Stellung, Sitten und Gebräuche, religiösen Vorstellungen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, Werkzeuge und Waffen, Schmuck und Kleidung, Wohnung und Verkehrsmittel usw.



Bauernhof im Kaisertal bei Kufstein. Aus Machaček.

Die Alpen. Von Privatdozent Dr. F. Machaček. 8⁰. 151 S. mit zahlreichen Profilen und typischen Landschaftsbildern. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Es war keine geringe Aufgabe, den gewaltigen Stoff auf 151 Seiten zusammenzudrängen, aber der Verfasser hat sie glücklich gelöst. — Die Darstellung ist sachlich und wissenschaftlich und doch verständlich, die Sprache knapp und schlicht, doch entbehrt sie, namentlich bei der Schilderung landwirtschaftlicher Schönheiten, nicht die innere Wärme. Ein Meisterstück gedrängter, raumsparender Gliederung ist die übersichtliche Topographie der Alpen."

Hermann Ludwig. Frankfurter Zeitung. Nr. 354. 1907.

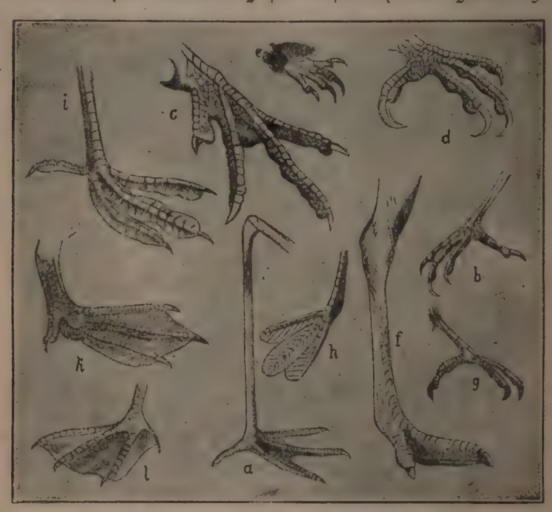
Naturwissenschaften • Technik Gesundheitslehre

Form und Bau des Tierkörpers unter dem Einfluß der äußeren Daseinsbedingungen. Von Priv.-Doz. Dr. Eug. Neeresheimer. 140 S. mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Origbd. M. 1.25

Verf. führt uns in großen Zügen ein in den inneren Bau, die Entwicklung und die Lebensgeschichte der Tierformen, legt den Bau der verschiedenen Organe, ihre Funktionen und die Gründe für ihre Gestaltung dar, so daß wir die Zweckmäßigkeiten in der Natur, die Anpassungen und die Lebensbedingungen der einzelnen Arten verstehen lernen.

Die Säugetiere Deutschlands. Von Privatdozent Dr. Hennings. 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Keine trockene Aufzählung von Namen und Daten, sondern eine lebensvolle, von biologischen Gesichtspunkten ausgehende Darstellung! Äußere Eigenschaften: Bewegung, Stoffwechsel, Fortpflanzung der wichtigsten Säugetiere Deutschlands werden an Hand zahlreicher Abbildungen geschildert und in ihrer Bedeutung für unsere Heimat gewürdigt.



Verschiedene Vogelfüße. Aus Neeresheimer.

Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung. Von Prof. Dr. L. von Graff. 8⁰. 136 S. mit 24 Textfig. Geh. Mark 1.— In Originalleinenbd. Mark 1.25

„Der schon vielfach behandelte Stoff findet hier von einem Meister wissenschaftlicher Forschung eine ausgezeichnete klare Darstellung, wobei besonders die allgemeinen Fragen, soweit es der beschränkte Umfang gestattet, eingehend berücksichtigt werden."

Prof. Dr. R. Hesse (Tübingen). Monatsheft f. d. nat. Unterricht 1908. Nr. 6.

„Eine derartig klare und anziehende Schilderung des Schmarotzertums im Tierreich kann jedermann rückhaltlos zur Lektüre empfohlen werden, dem zoologischen Fachmanne nicht minder wie dem Laien und nicht zuletzt dem Arzte." V. Franz.

Naturwissenschaftliche Rundschau. Nr. 44. XXII. Jahrgang.

Pflanzengeographie. Von Dr. P. Graebner, Kustos am kgl. bot. Garten der Univ. Berlin. Mit zahlr. Abbildg.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

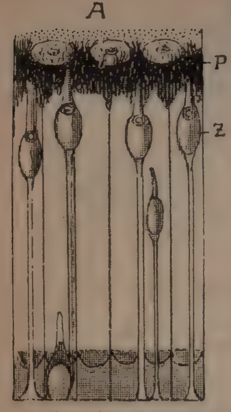
Aus einer knappen Darstellung des ganzen Entwicklungsganges der Pflanzenwelt leitet Verfasser die jetzige Pflanzendecke der Erde ab und schildert daran anschließend die jetzt auf diese Pflanzendecke wirkenden ökologischen Faktoren: Wärme, Feuchtigkeit, Boden usw., durch deren Zusammenwirken dann die eingehend besprochenen eigenartigen Pflanzenvereine Wüste, Steppe, Wald, Heide, Moor usw. zustande kommen.

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. F. Rosen. 155 Seiten mit zahlreichen Abbildg.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Mancher hat Interesse für die Wunder der Pflanzenwelt, aber um tiefer in sie einzudringen, fehlt ihm der Führer. Ein solcher will dies Büchlein sein. An Hand zahlreicher Abbildungen leitet es den Leser an, zunächst die Erscheinungen der niederen Pflanzen zu beobachten, um dann in biologisch-historischer Betrachtung zu den immer komplizierteren Formen der höheren Pflanzen überzugehen, so daß sich zugleich der Leser durch eigenes Studium das Gebäude seiner Naturanschauung aufzubauen vermag.



Schwimmende Palme. Aus Graebner.



Netzhaut des Froschauges. Aus Mangold.

Lebensfragen. Der Stoffwechsel in der Natur. Von Prof. Dr. F. B. Ahrens. 8°. 159 Seiten mit Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wissenschaftlich und populär zugleich zu schreiben ist eine Kunst, die nicht vielen gegeben ist. Ahrens hat sich als ein Meister auf diesem Gebiete erwiesen. Auch die vorliegende Schrift zeigt die vielen Vorzüge seiner klaren Darstellung und pädagogischen Umsicht. Ohne besondere Kenntnisse vorauszusetzen, behandelt er die chemischen Erscheinungen des Stoffwechsels und beschreibt die Eigenschaften, Bildung und Darstellung unserer Nahrungs- und Genußmittel. Das Buch kann aufs beste empfohlen werden."

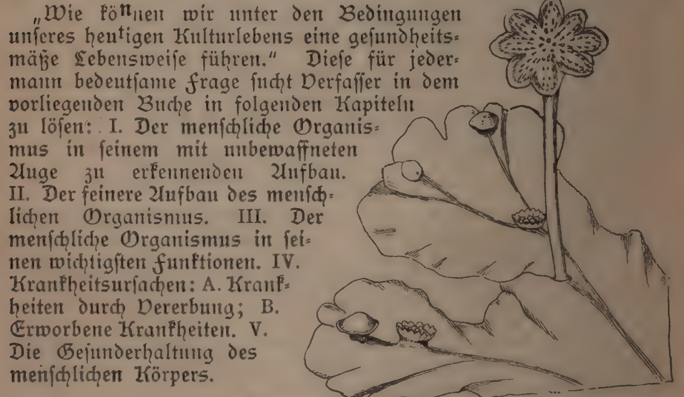
Chemiker-Zeitung 1908. 28. März.

Ein höchst reichhaltiges Material ist hier in wenigen Kapiteln zusammengedrängt, zeigt sich aber so klar und verständlich dargelegt, wie das nur zu leisten vermag, wer sein Gebiet auf das Vollkommenste durchdringt und beherrscht. Professor Dr. Edmund O. von Lippmann.

Die deutsche Zuckerindustrie. Nr. 42. XXXII. Jahrgang.

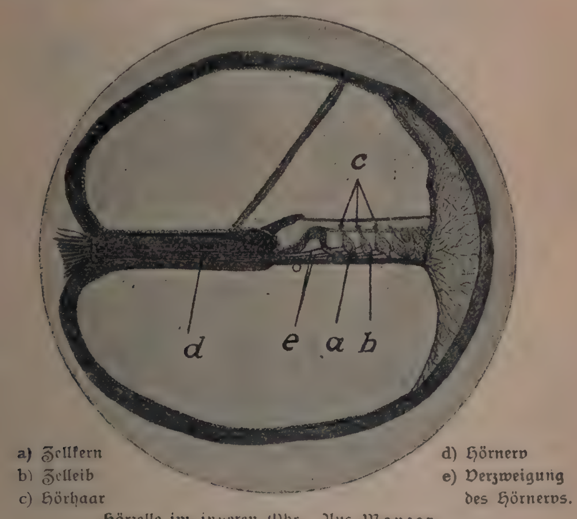
Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung. Von Oberstabsarzt und Privatdozent Dr. A. Menzer. 163 S. mit zahlr. Abbildg. Geheftet M. 1.— In Originallbd. M. 1.25

„Wie können wir unter den Bedingungen unseres heutigen Kulturlebens eine gesundheitsmäße Lebensweise führen." Diese für jedermann bedeutsame Frage sucht Verfasser in dem vorliegenden Buche in folgenden Kapiteln zu lösen: I. Der menschliche Organismus in seinem mit unbewaffneten Auge zu erkennenden Aufbau. II. Der feinere Aufbau des menschlichen Organismus. III. Der menschliche Organismus in seinen wichtigsten Funktionen. IV. Krankheitsursachen: A. Krankheiten durch Vererbung; B. Erworbene Krankheiten. V. Die Gesunderhaltung des menschlichen Körpers.


Marchantia polymorpha. Aus Möbius, Kryptogamen.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen. Von Privatdozent Dr. med. et phil. Ernst Mangold. 8°. ca. 150 S. mit zahlr. Abb. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Die Sinnesorgane sind die Pforten, durch welche die Außenwelt in unser Bewußtsein einzieht. Sie sind die Werkzeuge unserer Seele. Dies erhellt die Bedeutung des vorliegenden, die Ergebnisse der modernen Forschung verratenden, durchaus gemeinverständlichen Buches. Mit einer Würdigung der Sinnesorgane und Darlegung der Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung werden im einzelnen eingehend behandelt: Das Sehorgan, das Gehörorgan, das Geruchsorgan, das Geschmacksorgan und die Hautsinnesorgane unter besonderer Berücksichtigung der physiologisch-psychologischen Zusammenhänge.

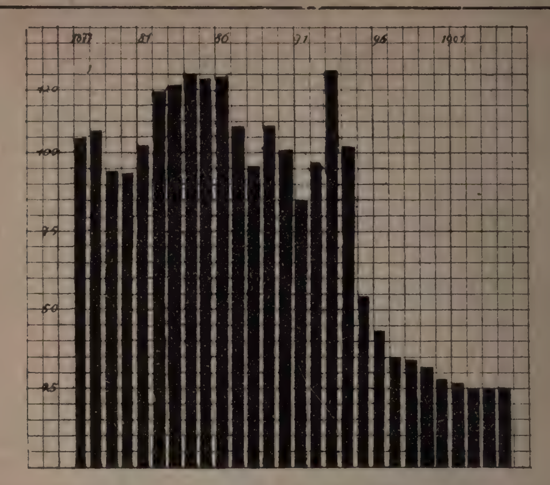


a) Zellkern
b) Zelleib
c) Hörhaar
d) Hörnerv
e) Verzweigung des Hörnervs.

Hörzelle im inneren Ohr. Aus Menzer.

Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens. Von Privatdozent Dr. Schuster. 8°. 136 Seiten mit zahlr. Abb. Geh. M. 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Verf. belehrt in diesen sechs Vorträgen vortrefflich über den Bau des Nervensystems, über die Schädlichkeiten, denen es ausgesetzt und gibt beherzigenswerte Winke, es gesund zu erhalten. Von besonderem Interesse sind die Kapitel über die Schäden des Großstadtlebens und über Schule und Erziehung." Prager mediz. Wochenschrift. 1908. Nr. 16.



Sterblichkeit an Diphtherie und Krupp in den deutschen Städten mit mehr als 15000 Einwohnern auf je 100000 Einwohner berechnet. Aus Rosenthal.

Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung. Von Privatdozent Dr. W. Rosenthal. — 168 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Diagrammen. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Es werden die verheerendsten und besterforschten Seuchen, Cholera, Pest, Typhus, Diphterie, Wechselfieber, Pocken und Tuberkulose nach ihren Ursachen, der Art ihrer Verbreitung und den erfolgreichsten Maßnahmen zur Verhütung und Heilung besprochen. Insbesondere wird die Mannigfaltigkeit der Übertragungswege, der Abwehrmittel und die Bedeutung öffentlicher, sozialer Maßregeln hervorgehoben. Aus diesen Erfahrungen werden dann allgemeinere Regeln abgeleitet und ein Überblick gegeben über die anderen, selteneren oder noch nicht so gut erforschten Infektionskrankheiten, die für Deutschland von Belang sind.

Die moderne Chirurgie für gebildete Laien. Von Geheimrat Prof. Dr. H. Tillmanns. 8⁰. 160 Seiten mit 78 Abbildungen und 1 farbigen Tafel. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein Buch wie das vorliegende kann der Anerkennung der Ärzte wie der Laien in gleichem Maße sicher sein. Es enthält genau so viel, als ein gebildeter Laie von dem gegenwärtigen Stand der Chirurgie wissen muß und soll, und es kann, wenn die darin enthaltenen Lehren auf fruchtbaren Boden fallen, dem Kranken nur Nutzen stiften."

Phil. klinische Wochenschrift. 1908. 3. Mai.

Die vulkanischen Gewalten der Erde und ihre Erscheinungen. Von H. Haas, Prof. a. d. Univ. Kiel. 8°. 146 S. mit zahlr. Abb. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

„Mit den vulkanischen Gewalten der Erde, ihren Ausbrüchen, Entstehungsursachen usw. macht uns in vorliegendem Büchlein der Verfasser bekannt. Das Buch ist sehr interessant geschrieben und mit zahlreichen wohlgelungenen Abbildungen versehen. Auch den heißen Quellen, den Thermen, widmet der Verfasser eine anschauliche Besprechung, so daß wir es auch denen, die hierüber eine gemeinfaßliche Darstellung wünschen, bestens empfehlen können.“ Vulkan. Nr. 25. VIII. Jahrg.

Das Reich der Wolken und der Niederschläge. Von Prof. Dr C. Kassner. 160 S. mit zahlr. Abb. u. Tafeln. Geh. Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Es wird zunächst gezeigt, wie durch Verdunstung Wasserdämpfe in die Atmosphäre gelangen, wie die Luftfeuchtigkeit gemessen wird, wie die Bildung von Nebel und Wolken vor sich geht, was deren Form, Farbe, Höhe und Geschwindigkeit bedingt und wie Bewölkung und Sonnenschein durch Messung bedingt werden. Mit der Niederschlagsbildung befaßt sich der zweite Teil des Büchleins; die Bildung des Regens, des Schnees, des Graupelns, des Hagels wird behandelt, eine Anleitung zur Berechnung und Messung der Niederschlagsmenge gegeben und die Niederschläge fördernder und hemmender Faktoren (Gebirge, Land, Meer, Wald usw.) untersucht. Karten zeigen die Verteilung der Niederschläge in den verschiedensten Erdteilen.



Schloßen gefallen am 2. Juli 1897 in Kärnten (5—13 cm groß).
Aus Kassner, Das Reich der Wolken.

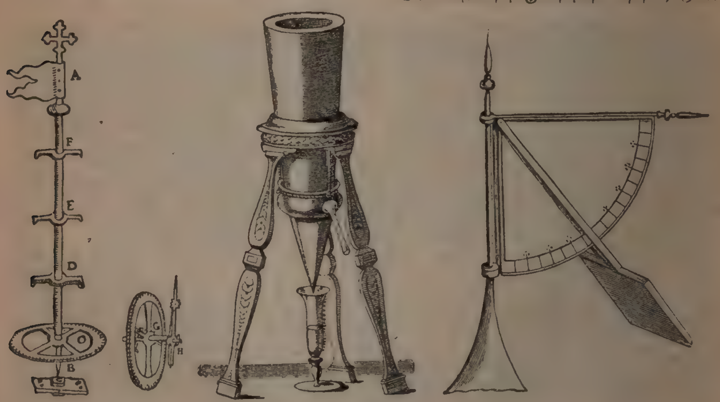
Das Wetter und sein Einfluß auf das praktische Leben. Von Prof. Dr. C. Kassner. 8⁰. 154 Seiten mit zahlr. Abb. u. Karten. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenbd. Mark 1.25

„Die kleine Schrift ist in klar fließender Sprache geschrieben, und der Inhalt bietet mehr als der Titel verspricht. Es werden nicht nur die Naturgesetze, auf denen sich die Witterungskunde als Wissenschaft aufbaut, sachgemäß durchgenommen, sondern es wird auch gezeigt, wie sich die Wetterkunde als Zweig der Meteorologie historisch entwickelt hat und welchen großen Wert sorgfältige Aufzeichnungen über den Verlauf der Witterung für das öffentliche und private Leben besitzen . . . Da man oft noch sehr irrtümlichen Auffassungen über den Wert der Witterungskunde begegnet, so ist dem kleinen inhaltreichen Werke größte Verbreitung zu wünschen . . .“

Naturwissensch. Rundschau Nr. 50. XXIII. Jahrg.

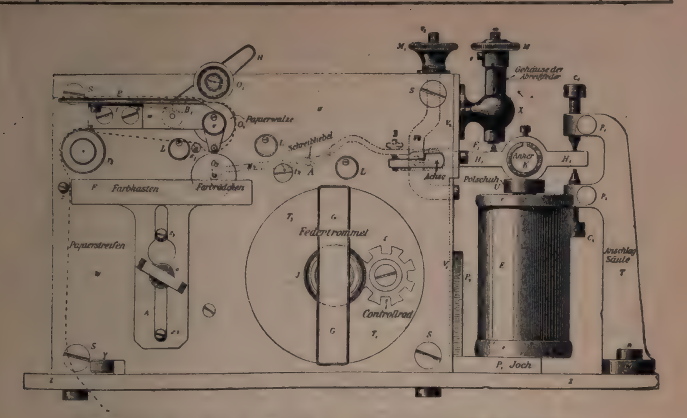
Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle. Von Privatdozent Dr. P. Eversheim. 8⁰. 129 S. mit zahlr. Abb. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

„Heute ist das Verwendungsgebiet der Elektrizität ein so außerordentlich ausgedehntes, daß wohl ein jeder mehr oder weniger mit ihr in Berührung kommt. Deshalb kann man es nur dankbar begrüßen, wenn auch dem Laien durch ein so klar geschriebenes Büchlein ein Einblick eröffnet wird und in großen Zügen die Grundbegriffe der Elektrotechnik dargelegt werden. . . . Die sorgfältig gezeichneten Abbildungen beleben die Darstellung.“ Elektrochemische Zeitschrift. Heft 7, 1907.



Im Hause ablesbare Windfahne. — Hygrometer des Großherzogs Ferdinand II. v. Toskana. — Windmesser von Hooke.

Aus Kassner, Das Wetter.



Morseapparat. Aus Hamacher, Telegraphie und Telephonie.

Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgen-Strahlen.

Von Geh. Rat Prof. Dr. Fr. Neesen. 134 S. mit zahlr. Abb. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Eine Einführung in eines der wichtigsten und interessantesten Gebiete der Physik. Es werden behandelt 1. die Erscheinungen und Eigenschaften fortschreitender und stehender Wellen. 2. die akustischen Erfahrungen. 3. die Wellen, auf welche wir durch unser Auge aufmerksam gemacht werden, einschließlich der Wärmewellen. 4. die Hauptgrößen der Elektrizität wie Spannung, Strom, Widerstand, die Entstehung elektrischer Wellen und deren Benutzung in der drahtlosen Telegraphie. 5. Strahlenförmig sich ausbreitende Wirkungen, denen keine Wellen zugrunde liegen: Entladung elektrischer Spannungen in luftverdünnten Räumen, Kathodenstrahlen und Röntgenstrahlen. 6. die Wirkungen der radioaktiven Körper.

Einführung in die Elektrochemie.

Von Prof. Dr. Bermbach. 8⁰. 144 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geheftet Mark 1.— Gebunden Mark 1.25

„Wir freuen uns deshalb, daß ein so wichtiges Forschungsgebiet, dem auch die technische Industrie eine reiche Ernte verdankt, im Rahmen einer populär-wissenschaftlichen Sammlung die ihm gebührende Berücksichtigung gefunden hat. Der Verfasser hat es verstanden, gemeinverständlich zu schreiben. Von der Sprache der Mathematik wird fast kein Gebrauch gemacht. Um so größeres Gewicht wird darauf gelegt, dem Leser die fundamentalsten Gesetze verständlich zu machen . . . . die jedem Leser an Hand zahlreicher klarer Figuren einen Überblick und Einblick in die neueren Theorien der Elektrochemie und ihre Anwendungen geben und zu weiteren Studien anregen."

Zentralblatt f. Pharmazie und Chemie. Nr. 25, IV. Jahrgang.

Telegraphie und Telephonie. Von Telegraphendirektor und Dozent F. Hamacher. 8°. 155 S. mit 115 Abbildungen.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Dieser Leitfaden will, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, die zum Verständnis und zur Handhabung der wichtigsten technischen Einrichtungen auf dem Gebiete des elektrischen Nachrichtenwesens erforderlichen Kenntnisse vermitteln, insbesondere aber in den Betrieb des Reichstelegraphen- und Telephonwesens einführen.

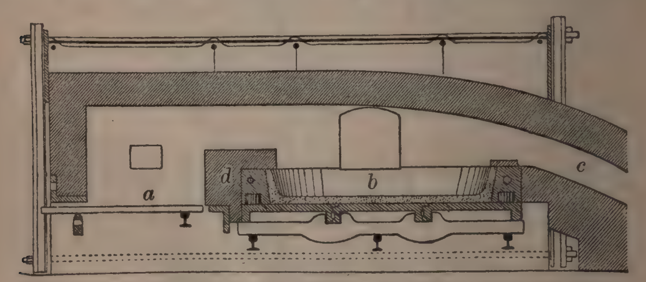
„Die Ausdrucksweise ist knapp, aber klar; die Ausstattung des Werkes ist gut. Laien werden sich aus dem Buche mühelos einen Überblick über die Einrichtungen des Telegraphen- und Fernsprechbetriebes verschaffen können.“ Elektrotechnische Zeitschrift. Heft 44. 1908.

Kohle und Eisen. Von Prof. Dr. Binz. 8°. 136 Seiten.
Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

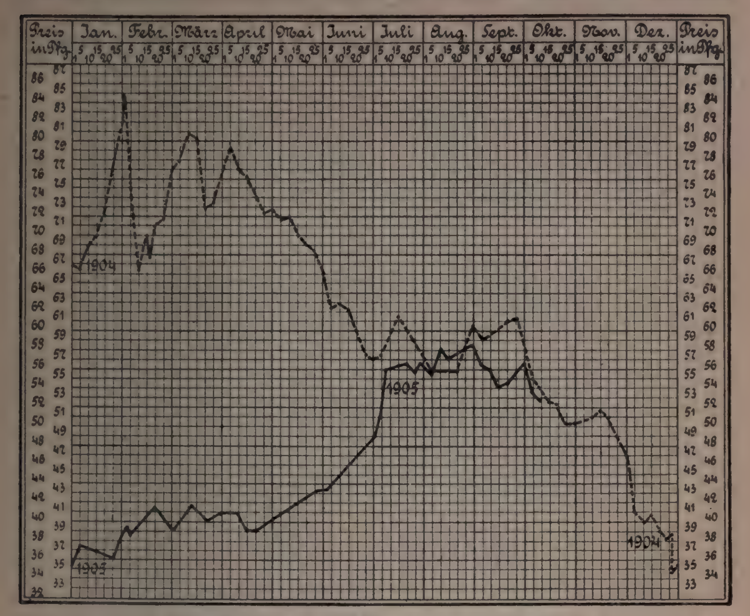
Das wirtschaftliche Leben und damit ein großer Teil unserer Kultur werden von Kohle und Eisen beherrscht. Die Notwendigkeit, sich über diese Gebiete zu orientieren, besteht darum für jeden, dem das Verständnis der treibenden Kräfte in der menschlichen Entwicklung Bildungsbedürfnis ist. Zum erstenmal hat Verf. deshalb versucht, in gemeinverständlicher Darstellung einen Überblick zu geben über die Gewinnung von Kohle und Eisen, wie über die von ihnen abhängigen Industrien des Lichtes, der Kälteerzeugung, der Produkte des Stein- und Braunkohlenteeres und anderer kleiner dahingehöriger Industriezweige.

Das Holz. Von Forstmeister H. Kottmeier, Doz. a. d. landwirtsch. Hochschule zu Berlin, Dr. F. Uhlmann u. Dr. B. Eichholz. Mit zahlr. Abb. Geheftet M. 1.— In Originalleinenband M. 1.25

Das Bändchen will den Leser einführen in die natürlichen und technischen Eigenschaften des Holzes, seine Gewinnung und Verwendung, sowie seine Bedeutung für den Welthandel und die Industrie.



Längsdurchschnitt durch einen Puddelofen. Aus Binz, Kohle und Eisen



Baumwollpreise für middling, amerikanisch, 1904/05.

Die Rohstoffe der Textilindustrie. Von Geh. Regierungsrat Dipl. Ingenieur H. Glafey. 144 S. mit zahlr. Abb. Geheftet Mark 1.— In Originalleinenband Mark 1.25

Das mit einer großen Zahl von Abbildungen ausgestattete Bändchen behandelt die natürlichen und künstlichen Rohstoffe der Textilindustrie nach ihrem Vorkommen, ihrer Gewinnung und ihren physikalischen Eigenschaften, mit besonderer Rücksicht auf ihre Bedeutung für die Textilindustrie und auf die seit einer Reihe von Jahren sich mit Erfolg geltend machenden Bestrebungen, unsere Kolonien für die Gewinnung der textilen Rohstoffe mehr und mehr zu erschließen.

Unsere Kleidung und Wäsche in Herstellung und Handel. Von Direktor B. Brie-Berlin, Prof. Schulz-Krefeld, Dr. Kurt Weinberg-Charlottenburg. 136 S. Geh. M. 1.— In Origb. M. 1.25

Eines der interessantesten Gebiete unseres wirtschaftlichen Lebens wird hier von ersten Kennern geschildert. Die anziehende Darstellung führt uns durch die Riesenbetriebe unserer ersten Konfektionsfirmen, und zeigt uns Industrie und Heimarbeit am Werke, die Ansprüche des modernen Menschen und die Launen der Mode zu befriedigen.

Wertvolle Geschenkwerke

Aus den Tagen Bismarcks. Politische Essays von Otto Gildemeister. Herausgegeben von der literarischen Gesellschaft des Künstlervereins Bremen. Gr. 8°. 232 S. m. einem Portrait Gildemeisters. Geheftet M. 4.40 In Originalleinenband M. 4.80

„. . . Aber es ist gleichwohl nicht die Form, die zumeist an diesen Artikel fesselt. Das Gewicht ihres Inhalts überwiegt durchaus. Sie begleiten die wichtigsten Hergänge in einer an großen Ereignissen so überreichen Zeit. Kaum eine der Fragen, deren Lösung über Wohl und Wehe unseres Volkes entscheiden sollte, bleibt unberührt, und von den Persönlichkeiten, die handelnd eingreifen, wird eine ganze Reihe wieder vor unseren Augen lebendig . . . . Wir wüßten kein Buch gleichen Umfanges, das so geeignet wäre, ohne Systematik politisch zu bilden und zu erziehen . . . . Sie reden zum Bürger, aber noch mehr zum Menschen; sie spenden staatsmännische Lehre, aber noch mehr Lebensweisheit. Sie holen ihre Vergleiche und ihre Belege aus all den weiten Gebieten der Bildung, die ihr Verfasser beherrscht. So spannen sie jeden, der für reiches und feines Geistesleben empfänglich ist."

Geh. Rat Prof. Dietrich Schäfer. Kölnische Zeitung. 16. Oktober 1908.

Deutsche Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer. Von Prof. Dr. K. Hampe. (Bibliothek der Geschichtswissenschaft.) 8°. 277 S. In Originalleinenband Mark 4.—

„Professor Hampe führt seine Leser auf die Höhen des deutschen Mittelalters, in jene Zeit, die noch heute wie wenige andere die Phantasie zu fesseln vermögen, in die Tage der ersten Salier, des Investiturkampfes, da Heinrich IV. nach Canossa pilgern mußte, in die Tage Barbarossas und Friedrichs II. Die Darstellung ist wohl berufen, in dem heutigen Gegenwartstreiben etwas von dem tiefinnerlichen Anteil wiederzuerwecken, mit dem unsere Väter sich in die vergangenen Zeiten deutscher Kaiserherrlichkeit versenkten." Hamburger Nachrichten. 25. Dez. 1908.

Die Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. Paul Darmstaedter. (Bibliothek der Geschichtswissenschaft.) 8°. 248 S. In Originalleinenband Mark 4.—

„Prof. Paul Darmstaedter schildert den Werdegang und die Entwicklung der Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie deren heutige Zustände und ihre Aufgaben für die Zukunft. Diesem Buche kann man uneingeschränktes Lob erteilen, es ist glänzend geschrieben und erschöpft in kurzer Darstellung das interessante Thema völlig. . . . Gerade heute, wo dieses Land überhaupt für uns Europäer eine Bedeutung gewonnen, die es zu einem internationalen Faktor gemacht hat, muß ein solches Buch im höchsten Grade erfreuen, und wir wünschen deshalb auch der ganzen Folge bestes Gedeihen."

Univ.-Prof. Dr. Ottokar Weber, Prag.
Neue freie Presse. November 1908.



Marianhill. Aus Passarge, Südafrika.

Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde von Prof. Dr. Siegfried Passarge. gr. 8⁰. 367 Seiten mit über 50 Abbildungen, zahlreichen Profilen und 33 Karten. Geschmackvoll brosch. Mk. 7.20 In Originalleinenbd. Mk. 8.—

„Alles in allem genommen ist Passarges Werk das beste augenblicklich über Südafrika, seine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde als Ganzes geschriebene Buch. Es ist ein echt geographisches Werk im modernen Sinne."

Max Friedrichsen, Bern. (Deutsche Literaturzeitung. Nr. 3, 29. Jahrgang, 1908.)

„Unter Mithilfe der neuesten Beobachtungen, sowie unter Verwertung guter photographischer Aufnahmen hat der Verfasser ein überaus klares, auf der Höhe des heutigen Wissens stehendes Gesamtbild von Südafrika zu entrollen verstanden, das sicherlich Anklang finden wird. . . . . . So ist S. Passarge wie kein anderer lebender wissenschaftlicher Geograph vorgebildet und befähigt, ein kritisches Gesamtbild dieses an Bedeutung von Jahr zu Jahr wachsenden Gebietes zu entwerfen. Dazu kommen ihm seine ärztlichen Kenntnisse für die scharfe Erfassung der interessanten anthropologischen und ethnographischen Verhältnisse der Eingeborenen sehr zu statten. . . . . Man greife zu dem Buche selbst, das wohl niemand ohne Befriedigung aus der Hand legen wird."

Univ.-Professor Dr. Fritz Regel, Würzburg. (Frankfurter Zeitung, Nr. 312.)

„Wir dürfen Passarges neues Buch als wahren Schatzkasten und als Fundgrube für die neueste Belehrung über Südafrika betrachten."

Hamburger Fremdenblatt, 3. November 1907.

Bücher für Naturfreunde

Biologie der Pflanzen. Von Prof. Dr. Migula. gr. 8⁰. 360 S. mit zahlr. Abb. nach Photographien und Zeichnungen. Buchschmuck von Gadso Weiland. Geh. M. 8.— Geb. M. 8.80



Aus Migula, Biologie der Pflanzen.

„So bringt der Verf. die wichtigsten und interessantesten Erscheinungen des Pflanzenlebens zur Sprache, wobei speziell die heimischen Verhältnisse Berücksichtigung finden. An unserem Auge ziehen in lebensvoller Darstellung die Entwicklungsprozesse der hauptsächlichen Pflanzenfamilien vorbei und ermöglichen ein selbständiges Beobachten der Natur ... Es ist nur wärmstens zu wünschen, daß dies sehr schön ausgestattete, mit zahlreichen Photographien und Zeichnungen des Verfassers versehene Werk, das für jeden Naturfreund eine sehr anregende Lektüre, für den Studierenden und Lehrer aber ein gutes Lehr- und Nachschlagewerk sein wird, die weitgehendste Verbreitung finden möge."

Bretschneider. Zeitschr. f. d. landw. Versuchswesen in Österreich. 1908.

Die Abstammungslehre. Eine gemeinverständliche Darstellung und kritische Übersicht der verschiedenen Theorien. Von Dr. P. G. Buekers. 8⁰. 365 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Geh. M. 4.40 In Originalleinenband M. 5.—

Ein solches Werk, das dem Naturfreund in dem auf diesem Gebiete herrschenden Wirrwarr widersprechender Meinungen und Theorien zurechthelfen soll, entspringt einem oft geäußerten Bedürfnis. Von seinem Lehrer, Professor de Vries, unterstützt, führt der Verfasser den Leser ein in die heute im Vordergrunde des Interesses stehende Kontroverse: Zuchtwahl und Mutation, und gibt an Hand zahlreicher Beispiele aus Tier- und Pflanzenwelt eine fesselnde Darstellung vom heutigen Stande der Evolutions- und Deszendenztheorie.

C.G.Naumann, Lpzg.

Der Deutsche Wald. Von Prof. Dr. M. Buesgen. 184 S. mit zahlr. Abb. u. Taf. In Originalleinenbd. M. 1.80

Verfasser führt uns durch die Kiefernwälder des Ostens, die Auenwälder der Elbniederung, durch den Spreewald, durch die Eichen-, Tannen- und Fichtenwälder unseres Mittelgebirges, durch die urweltartigen Bestände im Norden und Süden des Gebietes, selbst bis in unsere Kolonien, und wir lernen Wesen und Wert des deutschen Waldes verstehen, seine Eigenart lieben und die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen beobachten. Überall ist auf die Beziehung des Waldes zum Menschen das Hauptgewicht gelegt. Wir werden in die Tätigkeit des Forstmannes eingeweiht, sehen den Köhler bei der Arbeit, wohnen dem Fällen, dem Transporte und der Verarbeitung der Bäume bei, bis uns ein Rundgang im Mannheimer Hafen die Bedeutung des deutschen Holzhandels zeigt.

Reptilien- und Amphibienpflege. Von Dr. P. Krefft. 152 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband. M. 1.80

Die Beobachtung des Tierlebens bildet eine unerschöpfliche Quelle stiller Freuden für jeden echten Naturfreund. Sie ist ihm eine willkommene Erholung nach des Tages Last und Mühen; sein Bestreben wird also darauf gerichtet sein, sie sich Tag für Tag verschaffen zu können. Hierzu dient das Terrarium. Um aber dauernd seine Freude an seinen kaltblütigen Pfleglingen haben zu können, bedarf es einer mehr als oberflächlichen Kenntnis ihrer Lebensgewohnheiten. Diese zu vermitteln ist die Aufgabe unseres Buches, das uns eine Anleitung gibt für die Anlage und Einrichtung der Behälter und der Pflege ihrer Insassen.

Aus Deutschlands Urgeschichte. Von G. Schwantes. 191 Seiten mit zahlr. Abb. In Originalleinenband Mark 1.80

Wie eine spannende Erzählung liest sich dies Buch, das uns unter Verwertung der neuesten prähistorischen und anthropologischen Forschung und unter Berücksichtigung der bisherigen Funde in lebensvollen Bildern die gewaltige Entwicklung vorführt, die unsere Vorfahren durchlaufen haben von dem ersten Auftreten des Menschen in Europa überhaupt bis zum Eindringen römischer Kultur in Deutschland. Wir lernen die Kulturen der Stein-, Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit kennen, durchwandern Jahrtausende und sehen wie sich allmählich der Kelte und der Germane aus einem unstäten Jäger zum seßhaften Ackerbauer entwickelt. Die Darstellung hält sich frei von allen unreifen Hypothesen und bietet nur das, was mit einiger Sicherheit von der Wissenschaft erkannt ist.

Die Parasite
Generaloberar
Abbildungen.
Das Vorkomm
Tieren hat von
gezogen, und b
wir nach den
ihrer Entwicklun
in den Menschen
wieder ins Freie
mit den Schma
Trägern gar kei
werden, noch an
Tod zur Folge
winzig kleinen
furchtbarsten Se
grunde gehen kö

Bilder aus d
160 Seiten mit
band. M. 1.8
„Bilder aus d
lung von kleinen
Naturfreund in
eigenartigen Leb
gewicht ist auf
Schreiber dieses
manche der Bild
Natur geradezu

Die Photog
zahlreichen Ab
Originalleinenb
Die Photograp
Trockenplatte so
Schwierigkeiten un
Knipsen ist es nu
die Bedingungen
sind; er will den
bei seiner Arbeit
besonders nötig da
gänge, die das photograp
dieses Verständnisses hat das Hauptbestreben des Verfassers gegolten.
Die dem Werkchen beigefügten Strichzeichnungen sind sämtlich Originale; sie sollen die optischen Darlegungen unterstützen. Die Fehlaufnahmen wollen dem Anfänger recht eindringlich vor Augen führen, wie sich die Nichtbeachtung der gegebenen Regeln bei dem Resultat der Arbeit rächt.

n
die
und
zu-

eyer.
einen-

amm-
den
dem
upt-
er